



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Was bedeutet es zu wohnen?
Eine Rekonstruktion von Wert- und Normvorstellungen des
Wohnens

verfasst von | submitted by
Irina Kachapova BA BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von | Supervisor:

ao. Univ.-Prof. i.R. Mag. Dr. Christoph Reinprecht

INHALTSVERZEICHNIS

ABSTRACT	1
1 EINLEITUNG	3
1.1 DIE HISTORISCHE WOHNUNGSFRAGE UND IHR ERBE	6
1.2 FORSCHUNGSFRAGE UND ERKENNTNISINTERESSE	9
2 WAS IST DAS WOHNEN?	11
2.1 THEORETISCHE ANNÄHERUNGEN	11
2.2 DIE ENTSTEHUNG DES „MODERNEN WOHNENS“	16
2.3 WOHNEN AUS DER PERSPEKTIVE VON GIDDENS' STRUKTURATIONSTHEORIE	19
3 WOHNWISSEN	24
3.1 ZUR BEDÜRFNISDIMENSION DES WOHNENS	24
3.1.1 <i>Psychologische Perspektive</i>	24
3.1.2 <i>Normative Perspektive</i>	26
3.2 LEITBILDER DES WOHNENS.....	28
3.2.1 <i>Die Eigenheimideologie</i>	29
3.2.2 <i>Der Wohnbau im Roten Wien</i>	32
4 ZUR BEDEUTUNG DES WOHNENS	37
4.1 EIN QUANTITATIVER ÜBERBLICK	37
4.2 WOHNEN ALS BEWÄLTIGUNGSPRAXIS	39
4.3 EIN BLICK IN DIE ENGLISCHSPRACHIGE DEBATTE: THE MEANING OF HOME.....	42
5 METHODISCHES VORGEHEN	45
5.1 LADDERING-INTERVIEWS	45
5.2 DEUTUNGSMUSTERANALYSE NACH ULLRICH	50
5.3 INTERVIEWSAMPLE.....	54
5.4 REFLEXION DER METHODISCHEN VORGEHENSWEISE.....	55
6 FORSCHUNGSERGEBNISSE	58
6.1 BEDEUTUNGEN DES WOHNENS	58
6.1.1 <i>Wohnen als Begrenzung</i>	58
6.1.2 <i>Wohnen als Intimität</i>	64
6.1.3 <i>Wohnen als soziale Teilhabe</i>	66

6.1.4	<i>Wohnen als Verankerung</i>	74
6.1.5	<i>Wohnen als Gestalten</i>	80
6.2	DISKUSSION DER ERGEBNISSE	86
6.2.1	<i>Wohnen im Spannungsfeld von Privatheit und Öffentlichkeit</i>	87
6.2.2	<i>Wohnen als Subjektivierungsprozess</i>	89
7	CONCLUSIO UND AUSBLICK	92
8	LITERATUR	96

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1: Institutionenmodell nach Giddens.....	22
Abbildung 2: Hypothetisches Beispiel einer Hierarchical-Value-Map.....	46
Abbildung 3: Laddering-Pfade zur Bedeutung des Wohnens	49
Abbildung 4: Laddering-Pfade zur Bedeutung des Wohnens	50
Abbildung 5: Soziale Deutungsmuster, individuelle Deutungsmuster und Derivationen	52

ABSTRACT

Deutsch: Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Masterarbeit sind Bedeutungen des Wohnens im Kontext der neuen Wohnungsfrage. Diese bezeichnet in Referenz auf die Wohnungsnot im Zuge der Industrialisierung die zunehmend prekären Verhältnisse am gegenwärtigen Wohnungsmarkt, die aus der zweifachen Konstitution des Wohnens als Grundbedürfnis und als Ware resultieren. Indem das Wohnen zu einem Politikum wird, wird es ebenso zu einem Instrument der Normierung und Normalisierung, wie der historische Rückblick zeigt. Während aktuelle Forschungen Bedeutungen des Wohnens aus einer biographischen Perspektive rekonstruieren, sind Arbeiten, die den Fokus dezidiert auf Wert- und Normvorstellungen des Wohnens legen, rar.

Empirische Grundlage sind insgesamt 20 Laddering-Interviews mit Beschäftigten der Wiener Wohnungslosenhilfe, der Stadtplanung und -forschung, die im Rahmen des Projekts „aus-geschämt: Entstigmatisierung Wohnungslosigkeit“ geführt wurden und im Rahmen dieser Arbeit einer Deutungsmusteranalyse nach Carsten Ullrich unterzogen wurden. Es zeigt sich, dass das Wohnen grundlegend fünf unterschiedliche Bedeutungsdimensionen aufweist: Wohnen als Begrenzung, Wohnen als Intimität, Wohnen als soziale Teilhabe, Wohnen als Verankerung und Wohnen als Gestalten. Mit einem Rückgriff auf Giddens' (1997) Strukturationstheorie, die die theoretische Basis dieser Arbeit bildet, lassen sich diese als jene kollektive Wissensordnungen begreifen, die zwischen Handeln und Struktur angesiedelt sind und, politisch, rechtlich und ökonomisch gestützt, jene Bedeutungen darstellen, die das Wohnen im Sinne einer institutionalisierten Praktik in seiner Kontinuität und Kollektivität prägen.

Englisch: This master's thesis aim is to capture the meaning of housing within the context of the new housing problem. Referring to the increasingly precarious conditions in the current housing market that result from dwelling being both a basic need and a commodity, this term echoes the historical housing crisis during industrialisation. As housing becomes a political issue, it also becomes a tool for norm creation and normalisation – as historical retrospect shows. Whereas current research reconstructs meanings of housing mainly from a biographical perspective, studies that focus specifically on the values and norms associated with housing are rare.

This study's empirical basis consists of 20 ladderling interviews with employees of Viennese homelessness assistance, urban planning and urban research, conducted as part of the project "aus-geschämt: Entstigmatisierung Wohnungslosigkeit", and analysed with Carsten Ullrich's interpretative pattern analysis ("Deutungsmusteranalyse") within this thesis. The

investigation shows that housing encompasses five basic dimensions of meaning: housing as limitation, housing as intimacy, housing as social participation, housing as anchoring and housing as shaping. Drawing on Giddens' (1997) structuration theory, these dimensions are understood as the collective orders of knowledge that are located between action and structure and supported politically, legally and economically, represent those meanings that characterise housing as an institutionalised practice in its continuity and collectivity.

1 EINLEITUNG

Das Wohnen wird immer teurer – und damit zu einem Problem, das gegenwärtig gesellschaftlich und akademisch eine hohe Aufmerksamkeit genießt. Die zunehmende Finanzialisierung des Wohnungsmarktes, Gentrifizierungsprozesse, daraus resultierende steigende Miet- und Bodenpreise sowie die verstärkte Privatisierung von Wohnraum aus dem genossenschaftlichen Wohnbausektor führen – neben anderen Faktoren, die sich aus spezifischen politischen wie ökonomischen Konstellationen an lokalen wie transnationalen Wohnungsmärkten ergeben – dazu, dass Wohnraum, für immer größere Teile der Bevölkerung, vor allem in Städten, bedeutend schwerer zu finanzieren ist (Holm 2014a; Hammer 2022, S. 22). Wenngleich in Wien die Situation aufgrund eines relativ hohen Anteils an Wohnungen im kommunalen wie geförderten Wohnbausektors weniger prekär ist als in anderen europäischen Städten, wie beispielsweise Berlin oder London (Baron et al. 2021, S. 57), geben dennoch 44 % der Wiener:innen mehr als 25 % ihres Einkommens für das Wohnen aus, ein knappes Fünftel sogar über 40 % (ebd., S. 93). Im Gegensatz zu den rapide steigenden Wohnkosten stagnieren jedoch die Durchschnittseinkommen (Hammer 2022, S. 22). Verschärft wird die Situation auch durch die gegenwärtige Wirtschaftskrise: Für 21 % der österreichischen Bevölkerung stellen Wohnkosten eine schwere Belastung dar, besonders betroffen sind hiervon Mieter:innen, vor allem im kommunalen Wohnsegment, 18 % erwarten Zahlungsschwierigkeiten innerhalb der nächsten drei Monate (Statistik Austria 2024).

Das Risiko der Wohnungslosigkeit betrifft somit zunehmend nicht mehr lediglich besonders vulnerable Gruppen, sondern ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen, da „die Linie, die Marktfähige von Problemgruppen auf dem Wohnungsmarkt trennt, nach oben rückt“ (Häußermann/Siebel 2000, S. 288; Hammer 2022, S. 24). So zeigt auch eine aktuelle Hochrechnung der Statistik Austria, dass zumindest 6 % der österreichischen Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter zumindest einmal in ihrem Leben bereits von Wohnungslosigkeit betroffen waren, wobei hier häufig auf informelle Lösungen wie das Unterkommen bei Verwandten und Bekannten zurückgegriffen wurde und diese Personen folglich nicht in Wohnungslosenstatistiken aufscheinen (Statistik Austria 2023, S. 88ff).

In akademischen wie gesellschaftlichen Debatten wird übereinstimmend die „Rückkehr der Wohnungsfrage“ proklamiert, die in Referenz auf die Wohnungsnot sowie das Aufkommen der Sozialen Frage im Zuge der Industrialisierung, die zunehmend problematischen Verhältnisse am gegenwärtigen Wohnungsmarkt bezeichnet, der aus dem „unauflösbare[n] Konflikt zwischen Wohnen als Grundbedürfnis und als Ware“ (Schönig/Vollmer 2020, S. 7) resultiert (Holm 2014b; Schönig/Vollmer 2020, S. 7). Neben der Frage, wie eine adäquate

Wohnraumversorgung gelingen kann, werden im Zuge der Auseinandersetzungen um Lösungsansätze – damals wie heute – ebenfalls Deutungen und Vorstellungen des (*guten*) *Wohnens* verhandelt (Häußermann/Siebel 2000, S. 85), welche den Forschungsgegenstand dieser Arbeit bilden.

Wie gewohnt wird, welche Bedürfnisse oder Funktionen das Wohnen erfüllen soll und welche Leitbilder das Wohnen prägen, ist stets ein Produkt komplexer sozialer wie struktureller, historisch gewachsener Konstellationen und Konventionen (Häußermann/Siebel 2000, S. 222). Zum einen gilt Wohnen als menschliches Grundbedürfnis sowie als Grundlage sozialer Existenz, woraus mitunter seine Legitimität als Grundrecht abgeleitet wird (Rausch 2011). Zum anderen ist es ebenfalls maßgeblich von sozialen Norm- und Wertvorstellungen geprägt und symbolisiert somit „Vorstellungen über die richtige Art zu leben“ (Häußermann/Siebel 2000, S. 15), die weit über die Befriedigung basaler Bedürfnisse hinaus gehen. Diese werden vor allem in Krisen oder im Kontext sozialer Probleme (neu) verhandelt, wie auch anhand der Debatten rund um die historische Wohnungsfrage deutlich wird. So setzte sich zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts während der Auseinandersetzung mit diversen Lösungen aus unterschiedlichen politischen Lagern, die vordergründig die prekäre Lage der Arbeiter:innenklasse verbessern sollten, schließlich ein bürgerliches Leitbild des Wohnens durch, das bis dato unsere Vorstellungen des Wohnens prägt. Dieses zeichnet sich durch seine räumlich-zeitliche Trennung von Erwerbsarbeit, seine ästhetische Stilisierung, das Ideal des Zusammenwohnens in der Kleinfamilie sowie seine Emotionalisierung als Ort des Rückzugs und der Intimität aus. Dieses hatte maßgeblichen Einfluss auf den Wohnbau der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts und ist durch die Entwicklung wohnpolitischer Instrumente, die aus der Genese des wohlfahrtstaatlichen Systems hervorgegangen sind, gestützt (Beck/Reutlinger 2019; Häußermann/Siebel 2000).

Wenngleich das Wohnen zwar subjektiv als höchstindividualisierte Praxis erlebt wird (Glaser 2022, S. 50), ist diese durch die Möglichkeiten, die der Wohnungsmarkt bietet, vorstrukturiert und Gegenstand politischer Maßnahmen, da die „Bereitstellung [von Wohnraum] eine wesentliche Voraussetzung für die Funktionalität von Städten, aber auch kapitalistischer Gesellschaften darstellt“ (Schönig/Vollmer 2020, S. 8). Indem das Wohnen ebenso ein Politikum darstellt, wird es auch zu einem Instrument der Normierung und Normalisierung, wie vor allem der historische Rückblick zeigt. Seine Bedeutungen können somit nicht lediglich aus einer lebensweltlichen Perspektive nachvollzogen werden, sondern müssen mit politischen und ökonomischen Strukturen der Wohnraumversorgung sowie gesellschaftlichen Leitbildern in Beziehung gesetzt werden (Grubbauer 2023, S. 49).

Daran möchte ich mit meiner Masterarbeit anknüpfen und Bedeutungen des Wohnens im Kontext der gegenwärtigen Wohnungsfrage rekonstruieren. Zunächst möchte ich anhand

eines historischen Rückblicks darlegen, wie sich im Zuge des vergangenen Jahrhunderts enggeführte Vorstellungen des (guten) Wohnens herausbildeten, die Hartmut Häußermann und Walter Siebel als Idealtypus des modernen Wohnens (siehe Kapitel 2.2.) begreifen, um auf dieser Grundlage die Relevanz der Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Bedeutungen des Wohnens im Kontext der aktuellen Wohnungsfrage zu verdeutlichen. Dabei werde ich auch auf die Rolle der Sozialfürsorge respektive der sozialen Arbeit eingehen, die genauso wie die Stadtplanung und -forschung eine besondere Stellung in der (Re-)Produktion dieser Vorstellungen hat. Daher möchte ich mich in meiner Arbeit mit den Bedeutungen auseinandersetzen, die Personen, die in diesen Feldern tätig sind, dem Wohnen zuschreiben (Kapitel 1.2.), wobei ich nicht sozialarbeiterische oder stadtplanerische Diskurse, sondern vielmehr die Bedeutungen, die diese Personen individuell hegen, rekonstruieren und zu Deutungsmustern im Sinne kollektiver Wissensbestände verdichten möchte. Dies rührt daraus, dass ich das Wohnen als eine internalisierte und routinisierte Praktik begreife, und somit eine Rekonstruktion der Bedeutung des Wohnens aus meiner Sicht notwendigerweise (auch) an individuellen Praktiken ansetzen muss. Die theoretische Grundlage meiner Arbeit bildet Anthony Giddens' Strukturationstheorie (Kapitel 2.3.), wobei ich mich vor allem auf sein breites Konzept der Institution beziehen möchte, um zu erklären, wie sich hegemoniale Wohnweisen auf Grundlage individueller beziehungsweise kollektiver Wissensbestände wechselseitig herausbilden. Zuvor möchte ich jedoch grundlegend Problematiken der Theoretisierung des Wohnens (Kapitel 2.1.), wie auch die Bedeutungsdimensionen des Wohnens im Sinne des Idealtypus nach Häußermann und Siebel (Kapitel 2.2.) skizzieren. Im Forschungsstand möchte ich spezifischer auf unterschiedliche Formen des Wohnwissens eingehen. Ausgehend davon, dass die Bedeutung des Wohnens von Bedürfnissen (Kapitel 3.1.) motiviert ist, möchte ich dieses Konzept auf Grundlage psychologischer wie auch philosophischer Betrachtungsweisen diskutieren. Im Anschluss möchte ich für den österreichischen Kontext bedeutsame Leitbilder des Wohnens (Kapitel 3.2.) – das Einfamilienhaus sowie die Wohnpolitik im Roten Wien – darlegen. Der Bedeutung des Wohnens (Kapitel 4) möchte ich mich mittels eines kurzen Einblicks in quantitative, qualitative wie auch internationale Forschungen widmen. In Kapitel 5 werde ich die Methodik meiner Arbeit darlegen, wobei ich auf Grundlage von Laddering-Interviews (Kapitel 5.1.) eine Deutungsmusteranalyse nach Carsten Ullrich (Kapitel 5.2.) durchführen und gesondert die Problematik einer Sekundärdatenanalyse wie auch dieser Methodenverschränkung behandeln werde (Kapitel 5.4.). Im Anschluss werden die Ergebnisse der Forschung skizziert (Kapitel 6.1.) und diskutiert (Kapitel 6.2.), und in der Zusammenschau mit der Literatur Schlüsse gezogen (Kapitel 7).

1.1 DIE HISTORISCHE WOHNUNGSFRAGE UND IHR ERBE

Die historische Wohnungsfrage bezeichnet die prekäre Wohnsituation der lohnabhängigen Klasse im Zuge der Industrialisierung ab Mitte des 19. Jahrhunderts in Westeuropa, als es diese für die Arbeit in Fabriken in die Städte zog. Damit einher ging ein unkontrolliertes Städtewachstum und ein hoher Bedarf an Wohnraum, der vom Wohnungsbestand beziehungsweise dem aufkeimenden Wohnungsmarkt kaum gedeckt werden konnte. Dies resultierte in steigenden Wohnkosten sowie prekären Wohnbedingungen: Große Teile der Arbeiter:innenschaft lebten auf engstem Raum in hygienisch und technisch miserablen Behausungen. Oft waren Zimmer von mehreren Personen bewohnt, auch das Schlafgängertum, also die stundenweise Vermietung von Betten während diese nicht benötigt wurden, war weit verbreitet, genauso wie eine erwerbsarbeitsbedingte, hohe Mobilität der Arbeiter:innenschaft, die einen häufigen Wechsel der Unterkunft erforderlich machte (Beck/Reutlinger 2019, S. 89f; Häußermann/Siebel 2000, S. 85ff).

Lösungsansätze, die das Ziel hatten, diese Zustände zu verändern, kamen aus verschiedenen politischen Lagern und waren damit auch unterschiedlich motiviert. Die Arbeiter:innenbewegung begriff in weiten Teilen die Wohnungsfrage als Teil der sozialen beziehungsweise Klassenfrage, deren Lösung die prekären Wohnverhältnisse der lohnabhängigen Klassen beenden beziehungsweise notwendigerweise bedingen würde: „Nicht die Lösung der Wohnungsfrage löst zugleich die soziale Frage, sondern erst durch die Lösung der sozialen Frage, d.h. durch die Abschaffung der kapitalistischen Produktionsweise, wird zugleich die Lösung der Wohnungsfrage möglich gemacht“ (Engels 2020 [1872], S. 209). Somit fokussierte diese vor allem auf die Veränderung der Produktions-verhältnisse sowie auf revolutionäre Gesellschaftsentwürfe; das Wohnen an sich spielte hier eine eher ungeordnete Rolle (Beck/Reutlinger 2019, S. 103f). Eine Ausnahme bildeten hier frühsozialistische Konzepte kollektiv organisierter Siedlungsstrukturen, die neuartige Wohnformen mit der Entstehung einer idealen Gesellschaft verknüpften. Wohnen wurde grundlegend als allgemeine Infrastruktur begriffen, die damit einhergehende Vergesellschaftung von Hausarbeit und ein Wandel der Produktion sollten zu einer Befreiung und Gleichstellung der Menschen, allen voran der Geschlechter, führen. Wenngleich diese Wohnexperimente, welche vereinzelt in unterschiedlichen staatlichen und politischen Kontexten durchgeführt wurden, ideengeschichtlich für Architektur und Stadtplanung sehr prägend waren, scheiterte ihre breite Umsetzung zum einen an organisatorischen wie auch wirtschaftlichen Mängeln, aber auch an einer geringen Akzeptanz der Eigentümer und Bauherrschaften wie der Arbeiter:innenschaft, die vor allem rasche Änderungen ihrer Lage wünschte (Häußermann/Siebel 2000, S. 87ff; Ronneberger 2021, S. 12; Schmid 2019, S. 44).

Bürgerliche Reformbewegungen zielten hingegen darauf ab, die Wohnsituation der Arbeiter:innenklasse zu verbessern, ohne jedoch die kapitalistische Gesellschaftsordnung grundlegend verändern zu wollen. Diese orientierte sich an einem bürgerlichen Wohn- und Ordnungsverständnis, allen voran am Ideal des intimen und kleinfamiliären Zusammenlebens. Die prekären Wohnbedingungen der lohnabhängigen Klassen wurden als Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung gesehen, nicht nur aus Furcht vor revolutionären Bewegungen, sondern auch aus sittlichen Gesichtspunkten. Damit einher ging auch eine Moralisierung der Wohnungsfrage: Voraussetzung für eine „gute“ Lebensführung sei die Keimzelle der Familie, mitsamt klarer, geschlechtsstereotyper Rollenverteilung und ordentlicher Haushaltsführung, die sich nur in entsprechenden Wohnformen realisieren ließen (Beck/Reutlinger 2019, S. 97ff; Häußermann/Siebel 2000, S. 87ff). Ein politisches Instrument zu der Erziehung zu einer „ordentlichen“ Haushaltsführung und damit zu einem „richtigen“ Wohnen war unter anderem die Bereitstellung geeigneter und günstiger Wohnflächen – eine Idee, die auch im Roten Wien der 1920er Jahre durch den Bau von Gemeindewohnungen verfolgt wurde (siehe Kapitel 3.2.2.). Wenngleich dies zweifelsohne zu einer Verbesserung der Wohn- und Lebenssituation vieler Menschen führte, wurde die Wohnung auch „zu einem Ort der Disziplinierung von Individuen und der Regulierung und Normalisierung der Bevölkerung“ (Mümken 1998, S. 3), wodurch sich bürgerliche, normierende wie moralisierende Wohnvorstellungen verfestigten (Häußermann/Siebel 2000, S. 131ff; Mümken 1998).

Die Lösung der Wohnungsfrage mündete schließlich in die Entwicklung eines wohlfahrtstaatlichen Systems, das sich vordergründig über Erwerbsarbeit absicherte, und damit auch Strukturen des Wohnens schuf, die sich am Bild der:des lohnarbeitenden und im Kleinfamilienverbund lebenden Bürger:in orientierten. Damit blieben die Bedarfe und Lebenslagen jener Personen, die aus unterschiedlichen Gründen aus dem Erwerbsarbeitssystem herausfielen, in den Debatten um die soziale Frage wie auch um die Wohnungsfrage unbeachtet und wurden davon abstrahiert als Armenfrage diskutiert. Die Lebensführung dieser pejorativ als „Arme, Kranke, Krüppel, Bettler, Gauner, Halunken, Vaganten, Proleten, u.a.“ (Beck/Reutlinger 2019, S. 109) etikettierten Menschen wurde unter (individualisierten) Gesichtspunkten der Delinquenz wie auch der Selbstverschuldung verhandelt. In diesem historischen Kontext entwickelte sich ein System der Sozialfürsorge, das vorrangig das Ziel verfolgte, diese Individuen in das System der Erwerbsarbeit zu integrieren. Parallel hierzu wurde mit den Armenanstalten und sonstigen Institutionen ein zweiter Wohnungsmarkt geschaffen, der sich zum einen am ersten orientierte – vor allem, was Leitbilder des Wohnens betraf – aber gleichzeitig strukturell von diesem abgegrenzt war. Damit einher ging ein erzieherischer wie auch disziplinierender Anspruch und individuumszentrierter Zugang, der in weiten Teilen auch noch in der gegenwärtigen

professionalisierten und institutionalisierten Form der Sozialfürsorge, nämlich der sozialen Arbeit, wenig reflektiert fortbesteht (Beck/Reutlinger 2019, S. 109ff).

Dieser zeigt sich vor allem in Diskursen der *Wohn(un)fähigkeit* beziehungsweise dem Konzept des *Wohnen Lernens*. Besonders deutlich wird dieser an dem lange Zeit vorherrschenden Stufenmodell der Wohnungslosenhilfe, das (mehr oder weniger implizit) davon ausgeht, dass im Falle der Wohnungslosigkeit das Wohnen sukzessive (neu) erlernt werden müsse. Dieses Modell sieht vor, dass zuerst aufeinander aufbauende, sozialarbeiterisch immer weniger engmaschig betreute Wohnformen am zweiten Wohnungsmarkt durchlaufen werden müssen, mit dem Ziel, die eigene Wohnfähigkeit unter Beweis zu stellen, bevor schließlich eine eigene Wohnung bezogen werden kann (Hammer 2022, S. 32). Wenngleich der Begriff der Wohn(un)fähigkeit vor allem in Fachdiskursen seit geraumer Zeit Kritik unterworfen ist, und daher in diesen auch kaum noch präsent ist, handelt es sich um ein soziales Deutungsmuster, das in der beruflichen Praxis weiterhin sehr weit verbreitet ist (Nagel 2015, S. 82). Dies betrifft nicht nur den Kontext der Wohnungslosenhilfe, sondern auch Formen begleiteten Wohnens von jungen Erwachsenen (Meuth 2018). Einem solchen, dichotom gefassten Verständnis des Wohnen-Könnens, das Miriam Meuth in ihrer Studie (ebd.) herausarbeitet, liegen enggeführte, moralisierende und normative Vorstellungen des Wohnens zugrunde, die Lebensführungen, die von bürgerlichen Wohnnormen abweichen, abwertet beziehungsweise nicht als *anderes* Wohnen fasst, sondern als Nicht-Wohnen problematisiert (ebd., S. 215f; Meuth 2021, S. 222). Dabei handelt es sich jedoch um kein Deutungsmuster, dass lediglich in der Sozialen Arbeit relevant ist, vielmehr ist dies ein Feld, in dem diese soziokulturell geprägten Bilder besonders hervortreten (Marquardt 2022, S. 146f). So mehrt sich Kritik, dass in der Sozialen Arbeit das Wohnen als solches kaum thematisiert werde und es wird dafür plädiert, vor allem normierende Vorstellungen des Wohnens zu erforschen beziehungsweise in der Disziplin selbst auch stärker zu problematisieren (Reutlinger 2017; Meuth 2021).

Gegenwärtig zeigt sich in der Wiener Wohnungslosenhilfe ebenfalls ein Paradigmenwechsel in Richtung eines *Housing First* (Fonds Soziales Wien 2020). Dabei handelt es sich um ein Konzept, das in einem Recht auf Wohnen begründet ist und das die Bereitstellung einer eigenen Wohnung mitsamt eigenem Mietvertrag – ausgehend davon, dass dies eine existenzielle Grundvoraussetzung für alles Weitere darstellt – an den Beginn eines jeden Betreuungsprozesses stellt. Dadurch wird das Bild der Wohn(un)fähigkeit ein Stück weit hinterfragt (Pleace 2016; Güntner/Harner 2021, S. 245). Die Frage, welche Vorstellungen des Wohnens in diesem Bereich kursieren, ist jedoch weiterhin von hoher Relevanz.

1.2 FORSCHUNGSFRAGE UND ERKENNTNISINTERESSE

Im Zuge meiner Masterarbeit möchte ich daher, anknüpfend an das Projekt „Aus-geschämt: Entstigmatisierung Wohnungslosigkeit“¹ (Reinprecht/Kachapova 2021) rekonstruieren, welche Bedeutung(en) das Wohnen für Personen hat, die beruflich in den Bereichen der Wohnungslosenhilfe, der Stadtplanung und -forschung tätig sind. Meine empirische Grundlage sind Interviews, die im Rahmen des Projekts erhoben wurden und nun mittels einer Sekundärdatenanalyse vertiefend analysiert werden. Diese Personengruppe ist insofern von besonderem Interesse, da diese Professionen auf unterschiedlichen Ebenen mit den Konsequenzen der aktuellen Wohnungsnot konfrontiert und somit gefordert sind, Umgänge oder auch Lösungen hierfür zu finden. Während die Stadtplanung und -forschung sich mit dieser Frage eher auf einer konzeptionellen Ebene auseinandersetzen und somit mit ihren Vorstellungen das Wohnen auf baulicher, raumplanerischer wie auch diskursiver Ebene prägen, hat die Soziale Arbeit die Rolle der „Einbindungshelferin“ (Beck/Reutlinger 2019, S. 20) in die gegenwärtigen Strukturen am Arbeits- und Wohnungsmarkt inne. Sie ist somit nicht nur eine zentrale Akteurin im Umgang mit der Wohnungsfrage (aus historischer Perspektive siehe ebd.), sondern auch in der Vermittlung von Vorstellungen eines guten und richtigen Wohnens, indem Klient:innen „durch Soziale Arbeit und über das Wohnen normalisiert und damit in ihren Denk- und Lebensweisen angepasst“ (Reutlinger 2017, S. 90) werden. Miriam Meuth (2017, S. 2) bringt die Notwendigkeit einer diesbezüglichen (sozial-)pädagogischen wie auch wissenschaftlichen Auseinandersetzung wie folgt auf den Punkt: „Wenn der Wohn-Ort und der pädagogische Ort zusammenfallen, wird das Phänomen Wohnen, in welcher Form auch immer, zum Bestandteil pädagogischer Ortsgestaltung und damit unter anderem auch zu einem *Gegenstand* und *Mittel* pädagogischer Praktiken“.

Damit möchte auch ich dezidiert an der Praktik des Wohnens ansetzen, und folglich an den Bedeutungen, welche ihm seitens dieser Personen auf persönlicher Ebene zugeschrieben werden. So handelt es sich beim Wohnen, angesichts der Tatsache, dass es von einer starken Routine und Selbstverständlichkeit durchzogen ist und auch eng mit diversen Aspekten der Lebensführung verwoben ist, um ein implizites, praktisches Wissen, das nicht immer unmittelbar zugänglich ist. Dieses bedarf daher einer Rekonstruktion mittels eines hermeneutisch-interpretativen Verfahrens, weswegen ich in meiner Masterarbeit das Ziel verfolge, Bedeutungen des Wohnens anhand einer Deutungsmusteranalyse nach Carsten Ullrich (2020) zu rekonstruieren. Diese haben nicht nur Einfluss auf die Art und Weise, wie individuell gewohnt wird beziehungsweise auf die Festigung von dominanten Wohnweisen

¹ Dieses Projekt, an dem ich ebenfalls mitgearbeitet habe, wurde 2021 unter der Leitung von Prof. Christoph Reinprecht im Auftrag des Dachverbands Wiener Sozialeinrichtungen durchgeführt.

oder Wohnarrangements, sondern leiten auch das Handeln von Personen, die in irgendeiner Form mit der Lösung der Wohnungsfrage befasst sind.

Die Forschungsfrage, die ich im Rahmen meiner Masterarbeit beantworten möchte, lautet wie folgt:

Welche Bedeutung(en) hat das Wohnen für Personen, die beruflich in der Wohnungslosenhilfe, der Stadtplanung und Stadtforschung tätig sind?

Folgende Unterfragen sollen mir behilflich sein, mich meinem Erkenntnisinteresse zu nähern beziehungsweise dieses weiter zu spezifizieren:

Welche Wert- und Normvorstellungen zeigen sich in ihren Konzeptionen des Wohnens?

Auf welche kollektiven Wissensbestände wird hierbei recurriert?

In welchem Verhältnis stehen diese zugeschriebenen Bedeutungen des Wohnens zu strukturellen Möglichkeiten ihrer Umsetzung?

Damit verfolgt meine Arbeit auch das Ziel, eine Lücke zu schließen: Es gibt vergleichsweise wenige Arbeiten zu Bedeutungen des Wohnens und keine, mit Ausnahme der Arbeit von Miriam Meuth (2018), die sich jedoch auf das Wohnen in pädagogischen Settings bezieht, die dezidiert auf die Werte- und Normendimension des Wohnens abzielt – aktuelle Forschungen nehmen hier vorrangig eine biografische Perspektive ein (siehe Kapitel 4.2.). Bevor ich jedoch zum Forschungsstand komme, möchte ich mich zunächst grundlegend der Frage widmen: Was ist eigentlich das Wohnen?

2 WAS IST DAS WOHNEN?

2.1 THEORETISCHE ANNÄHERUNGEN

Beim Wohnen handelt es sich um ein Phänomen, das – wie bereits erwähnt – im Alltag von einer starken Selbstverständlichkeit wie auch Routine durchzogen ist – wenn vom Wohnen die Rede ist, wissen wir zumeist intuitiv, was damit gemeint ist. Der Duden (o. J.) definiert *wohnen* als „seine Wohnung, seinen ständigen Aufenthalt haben“ aber auch als „vorübergehend eine Unterkunft haben, untergebracht sein“. Das Wohnen ist in der Alltagssprache somit unmittelbar an das Verfügen über einen Wohnraum geknüpft, bisweilen wird es mit „eine Wohnung haben“ gleichgesetzt. Gleichwohl verweist die zweite Definition darauf, dass prinzipiell auch ein Wohnen an mehreren Orten denkbar ist, wobei die Begriffe Unterbringung respektive Unterkunft einen Status als Gast implizieren und somit eine Temporalität hervorstreichen – die Idee der Sesshaftigkeit ist damit ebenfalls in dieser Definition implizit.

Etymologisch rührt der Begriff aus dem althochdeutschen *wonēn* respektive mittelhochdeutschen *wonen*, das „sich aufhalten, bleiben, (ver)weilen, ausharren, wohnen, pflegen“ bedeutet und dessen Grundbedeutung „zufrieden sein“ im altnordischen *una* beziehungsweise dem gotischen **wunan* wurzelt. Aus der indogermanischen Wurzel **uen* hat sich der Begriff wohl vom „streben (nach etwas)“, aber auch „lieben, verlangen“, das im Übrigen auch die etymologische Grundlage für *gewinnen*, *Wonne* oder *Wunsch* darstellt, über „erreichen, befriedigt sein, etwas gern haben, gewohnt sein“ zu den skizzierten Bedeutungen entwickelt (Wolfgang Pfeifer et al. o. J; Kluge 2019). Somit schwingt im Begriff des Wohnens – auch gegenwärtig – eine positiv gedeutete Routine und Beständigkeit mit, die das Bleiben impliziert und auch in der Bedeutung von *gewohnt* reflektiert wird. Dieses wird darüber hinaus mit einem Gefühl der Zufriedenheit oder Behaglichkeit verknüpft, wie beispielsweise im Adjektiv *wohnlich* deutlich wird. Der Begriff des Wohnens ist somit emotional aufgeladen, bisweilen wird er genau durch diese Bedeutungskomponente im Deutschen von der Unterbringung beziehungsweise dem Aufenthalt abgegrenzt (siehe auch Meuth 2018, S. 71).

Bei der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Begriff wird jedoch deutlich, wie komplex das Phänomen des Wohnens ist, das in all seinen Dimensionen in Gänze kaum erfasst werden kann. So verweist auch Ingeborg Flagge im Zuge ihrer historischen Rekonstruktion des Wohnens darauf, dass „das Thema Wohnen [...] sich einer präzisen Beschreibung, die all seine Aspekte abdeckt und befriedigt [entzieht]“ (Flagge 1999a, S. 12). Daraus ergibt sich auch die Schwierigkeit, dieses Phänomen auf einen theoretischen Begriff zu bringen: „Es scheint weder Sache noch Handlung an sich, sondern vielmehr ein

komplexer sozialer Zusammenhang, der eine differenzierte Sicht erfordert“ (Beck 2021, S. 19).

Im Gegensatz zu den *Housing Studies*, welche international als eigenständige und interdisziplinäre Disziplin schon seit geraumer Zeit akademisch verankert ist, war die deutschsprachige Auseinandersetzung mit dem Wohnen vor allem durch Diskontinuitäten und disziplinäre Fragmentierungen gekennzeichnet. Mit der Brisanz und Aktualität der neuen Wohnungsfrage entwickelt und institutionalisiert sich gegenwärtig jedoch auch eine deutschsprachige Wohn- und Wohnungsforschung, die das Phänomen Wohnen holistisch und damit aus einer interdisziplinären Perspektive begreifen möchte (Schipper/Vollmer 2020b, S. 9; Hannemann et al. 2022b, S. 10). So wurden erst in den letzten Jahren Versuche unternommen, diverse disziplinäre Zugänge zum Wohnen systematisch zu ordnen und zu verknüpfen (z.B. Schipper/Vollmer 2020a), wie auch die inhaltliche Diversität des Forschungsfeldes in Handbüchern abzubilden (Hannemann et al. 2022b; in Hinblick auf soziologische Auseinandersetzungen Eckardt/Meier 2021). In der Soziologie hat das Thema Wohnen lange vergleichsweise wenig Beachtung gefunden und ist im Sinne einer „sozialräumliche[n] und gesellschaftliche[n] Tätigkeit“ (Eckardt/Maier 2021, S. 3) kaum beschrieben.

So finden sich in soziologischen Wörterbüchern und Lexika auch nur wenige Einträge zum Begriff des Wohnens beziehungsweise der Wohn(ungs)soziologie. Im von Daniela Klimke et al. herausgegebenen *Lexikon der Soziologie* wird Wohnen lediglich als „historisch und sozial wandelbarer Begriff für die Art und Weise der Unterkunft“ (2020, S. 876) definiert und somit vor allem auf die Form, Eigenschaften und Funktionen der Behausung reduziert. Eine etwas differenziertere Auseinandersetzung findet sich im von Karl-Heinz Hillmann herausgegebenen *Wörterbuch der Soziologie*, das unter Wohnsoziologie eine „spezielle Soziologie, die sich allg. mit dem Verhältnis von Wohnen und Gesellschaft beschäftigt“ (Hillmann 2007, S. 984) begreift. Das Wohnen wird hier, mit Rekurs auf die philosophische Anthropologie Arnold Gehlens als „eine Form der Existenzbewältigung des Menschen, eine biologische Herausforderung und Notwendigkeit aufgrund seiner physischen Unspezialisiertheit und Weltoffenheit“ (ebd.) verstanden. In dieser Definition ist das Wohnen als anthropologische Konstante gesetzt, die eng mit dem menschlichen Dasein verknüpft wird – als „Mängelwesen“ angesichts seiner biologischen Unangepasstheit an die Umwelt bringt der Mensch das Haus respektive die Behausung hervor (Hasse 2012, S. 477). Das Wohnen wird in dieser Definition zum einen an die Verwirklichung anthropologischer Grundbedürfnisse geknüpft, zum anderen wird jedoch deutlich, dass es sich beim Wohnen um auch ein kulturelles Produkt handelt, das im Kontext der Lebensführung individuell wie gesellschaftlich entworfen und gestaltet wird. Selbst wenn eine (physische) Schutzfunktion

als grundlegend für das Wohnen angenommen wird, ist die Art und Weise, wie diese verwirklicht wird und wer respektive was wovor geschützt werden muss, sozial wandelbar und bedingt (Häußermann/Siebel 2000, S. 12f; Hannemann 2022a, S. 27). Die Schwierigkeiten der soziologischen Auseinandersetzung mit dem Wohnen werden in dem von Wilhelm Bernsdorf herausgegebenen *Wörterbuch der Soziologie* unter dem Begriff *Wohnungssoziologie* (1969, S. 1306) thematisiert:

„Der Lebensbereich „Wohnen“ beschreibt sich in Wechselwirkungen von Stadtteil, Wohnsiedlungsform, Lage, Größe und Grundriß [sic!] der Wohnung, deren Ausstattung, Nachbarschaft, Beruf, Freizeit, Versorgung, Lebenszuschnitt, Zusammensetzung und sozialem Status der Bewohner. Wohnen wird komplex erlebt und nicht analytisch verarbeitet; nur selbsterlebte Wohnwirklichkeit ist methodisch einwandfrei klärbar“.

Damit reflektieren diese Einträge die bedeutenden Linien in der soziologischen Auseinandersetzung mit dem Wohnen: Wohnen als sozio-historisch variable Art der Behausung, Wohnen als Form der Daseinsbewältigung und Wohnen als individuelles Wohnerlebnis beziehungsweise Wohnerfahrung. So gibt es auch keine umfassende soziologische Theorie des Wohnens, sondern vielmehr unterschiedliche theoretische Perspektivierungen und Fokussierungen, die Teilaspekte des Wohnens in enger Verbindung mit empirischen Forschungsarbeiten in den Mittelpunkt rücken.

Aus einer stärker strukturtheoretischen Perspektive begreifen Häußermann und Siebel (2000) *Wohnweisen* vorrangig als Produkt gesellschaftlicher Strukturen und Ordnungen, während Alphons Silbermann (1963, 1998) aus einer akteurszentrierten Perspektive vor allem das *Wohnerlebnis*, also das individuelle Wohnverhalten und entsprechende Tätigkeiten in den Mittelpunkt seines Forschungsinteresses rückt. Darüber hinaus gibt es einige (meistens kulturwissenschaftliche) Auseinandersetzungen zur *Wohnkultur*, die vor allem den „Sinn und [die] Bedeutungen, an denen die Menschen ihre Wohnungseinrichtung orientierten und die sie den Dingen beimessen“ (Häußermann/Siebel 2000, S. 53) in den Blick nehmen. Aus einer stärker diskurstheoretischen Perspektive fasst Irene Nierhaus *Wohnwissen* als Argumentationsnetzwerk, „das aus vielfältigen Wissensproduktionen von unterschiedlichen Akteur:innen des Wohnens, des Wohnhandelns und der Bewohner:innenschaft gespeist wird“ (Nierhaus 2021, S. 11), das vorrangig normative Elemente wie Vorstellungen des „richtigen“ Wohnens umfasst und vor allem medial hervorgebracht beziehungsweise reproduziert wird. In der der phänomenologischen Tradition verhaftet konzipiert Jürgen Hasse das Wohnen als „Verräumlichungspraxis“ (Hasse 2009, S. 39), konkreter als ein „biographisch und kulturell geprägtes Geschehen, in dem sich *das Leben* (individuell, gruppenspezifisch und ethnologisch reich differenziert) verräumlicht“ (Hasse 2009, S. 26, Hervorhebung im Original).

Abgesehen von der Arbeit von Häußermann und Siebel (2000), die ich im Folgekapitel noch genauer behandeln werde, ist die philosophisch-phänomenologische Diskussion des

Wohnens besonders prägend für die deutschsprachige, wissenschaftliche Debatte, die vor allem auf den von Martin Heidegger in seinem Vortrag „Bauen Wohnen Denken“ (2000 [1951]) dargelegten Überlegungen aufbaut. So arbeitet Heidegger anhand einer etymologischen Auseinandersetzung mit dem Begriff des Wohnens die enge Verwobenheit von „sein“ und „wohnen“ aus. Das Wohnen fasst Heidegger als Grundzug des menschlichen Seins, als Voraussetzung für das Bauen, das ebenfalls eine existenzielle menschliche Tätigkeit darstellt: „Die Art, wie du bist und ich bin, die Weise, nach der wir Menschen auf der Erde *sind*, ist das Buan, das Wohnen. Mensch sein, heißt: als Sterblicher auf der Erde sein, heißt: wohnen“ (Heidegger 2000 [1951], S. 142, Hervorhebung im Original). Das Wohnen wird hier als Verhältnissetzung zur Welt gedacht, die durch das Bauen hervorgebracht wird und durch das Schonen, im Sinne eines behutsamen Daseins und Umgangs mit den Dingen und dem Raum, gekennzeichnet ist (ebd., S. 144). Damit enthält das Wohnen einen normativen Anspruch, der sich auf die gesamte Lebensführung bezieht und mit einem guten, gelingenden Leben verknüpft wird (siehe auch Hasse 2009, S. 36f; Hahn 2021, S. 62).

In der phänomenologischen Tradition (in aktueller Literatur bei Hasse 2009; Hahn 2021) wird das Wohnen somit als ein „In-der-Welt-Sein“ begriffen, weswegen sein Wesen ausschließlich aus einer subjektiven, erfahrungswissenschaftlichen Perspektive nachvollziehbar sei. Von besonderer Relevanz ist hier die leibphänomenologische Dimension des Wohnens, also des Spürens, der Affekte und der Emotionen, die die Erfahrung des Wohnens maßgeblich konstituieren. Behaglichkeit, Gemütlichkeit und Geborgenheit werden als „Urbefindlichkeiten“ (Hahn 2021, S. 68) konzipiert, die das Individuum im Wohnen zu verwirklichen sucht. Damit ist das Wohnen bereits konzeptuell als eines angelegt, das auf ein Gelingen oder Glücken abzielt und in einem unmittelbaren Verhältnis zu einer räumlichen, sozialen wie kulturellen Umwelt steht, die das Individuum umgibt. Es wird hier ein sehr breiter Begriff des Wohnens vertreten, der mit der Lebensführung quasi gleichgesetzt wird: Hasse, der im Gegensatz zu Achim Hahn und Otto Bollnow² das Wohnen nicht a priori im Haus oder der Wohnung verwirklicht sieht, begreift es als ein „Leben an Orten“ (Hasse 2017, S. 37). Wenngleich eine solche phänomenologische Konzeption zwar grundlegend nützlich ist, um die Bedeutungen des Wohnens aus einer lebensweltlichen Perspektive nachzuvollziehen zu können, zeichnet sie sich durch eine starke normative Aufladung aus, die die Bedeutung des Wohnens auf die Herstellung eines *Zuhauses* verengt. Damit gerät jedoch die normalisierende Funktion von Wohnvorstellungen aus dem Blick.

² Ebenso ausgehend von Heidegger fassen beide den Aspekt des Bleibens (Hahn 2021, S. 68ff) beziehungsweise der Verwurzelung (Bollnow 2010 [1963], S. 128) als konstitutiv für das Wohnen, welches grundlegend an die Schaffung einer entsprechenden Behausung, die dezidiert als physischer Raum begriffen wird, gebunden wird.

Aktuelle, empirische Forschungen zur Rekonstruktion der Bedeutung des Wohnens (Meuth 2018; Beck 2021) konzipieren es grundlegend als soziale Praxis, wobei es als mehrdimensionales Phänomen begriffen wird, in welchem struktur- und aktorsfokussierte Konzeptionen mit phänomenologischen, raum- und/oder praxistheoretischen Zugangsweisen miteinander verknüpft werden. Miriam Meuth skizziert ein fünfdimensionales Modell, das vor allem darauf abzielt, die Komplexität und Vielseitigkeit des „Wohnwissens“ (Nierhaus 2021) im Kontext des von ihr erforschten begleiteten Wohnens in pädagogischen Settings analytisch zu erfassen. Hierbei differenziert sie zwischen der Wohnbeschaffenheit (physisch-materiell), dem Haushalt (sozial-strukturell), dem Zuhause (emotional-kognitiv), Wohntätigkeit (Handlungsdimension) und der Funktion und Idee des Wohnens (kulturgeschichtlich-gesellschaftlich), wobei sich alle diese Dimensionen überlappen beziehungsweise die letztgenannte, die durchaus im Sinne einer Ideologie konzipiert ist und damit einhergehend normative Vorstellungen des guten Wohnens beinhaltet, querliegt und somit alle anderen durchdringt (Meuth 2018, S. 66ff). Sylvia Beck hingegen fasst in ihrer Untersuchung von Bedeutungen des Wohnens in gemeinschaftlichen Wohnformen dieses als „sozialräumliches Gewebe sozialer Praktiken“, das sich prozesshaft und im wechselseitigen Zusammenspiel in einer Trias konstituiert: Wohnpraktiken, über welche das Individuum sich sozial und funktional verortet (angelehnt an das Konzept der „Verräumlichungspraxis“ Hasses), Wohnstrukturierungen im Sinne ordnungsstruktureller Mechanismen und Wissensordnungen (wie Planungen, Steuerungen, Organisationsweisen, Diskurse, Leitbilder) und Wohnräume, also Gebäude und Territorien, die in einem relationalen und konstruktivistischen Raumverständnis als räumliche Fixierungen und Manifestationen gesellschaftlicher Begebenheiten und Wohnweisen betrachtet werden. Aus einer praxeologischen Perspektive skizziert sie eine subjektorientierte Konzeption des Wohnens als soziale Praxis, die gesellschaftlich geprägt ist, sich über routinisierte Praktiken (re-)produziert, aber gleichzeitig veränderlich ist und eng mit dem Räumlich-Materiellen verwoben ist (Beck 2021, S. 79ff; Beck/Reutlinger 2019, S. 44f). Wenngleich somit beide Forscherinnen analytische Instrumente bereitstellen, die sehr feingliedrige Untersuchungen von Wohnpraktiken im Zusammenwirken mit strukturellen (Beck 2021) beziehungsweise hegemonialen (Meuth 2018) Wissensordnungen erlauben, handelt es sich um Heuristiken, die auf ein spezifisches Forschungsinteresse zugeschnitten sind und somit nicht ohne Weiters für andere Forschungen übernommen werden können.

Angesichts meines Forschungsinteresses, das die Rekonstruktion kollektiver Wissensordnungen sowie ein Verständnis ihrer Entstehung und Funktionen zum Ziel hat, erscheint mir ein wissenssoziologischer Zugang als zielführender, wobei ich mich hier grundlegend an eine Konzeption des Wohnens, das durch einen wechselseitigen Prozess von Handeln und Strukturierung (re-)produziert, aber gleichzeitig dadurch auch veränderlich gedacht wird,

anschließen möchte. Das Wohnen möchte ich daher als institutionalisierte Praktik begreifen, die durch Vorstellungen des guten Wohnens stabilisiert wird und (hegemoniale) Wohnweisen (re-)produziert, welche ich auf Grundlage von Anthony Giddens' Strukturationstheorie (1997) diskutieren möchte. Davor werde ich mich jedoch genauer der Entstehung des „modernen Wohnens“ sowie dem von Häußermann und Siebel geprägten Begriff der Wohnweise widmen.

2.2 DIE ENTSTEHUNG DES „MODERNEN WOHNENS“

Hartmut Häußermann und Walter Siebel arbeiten in der „Soziologie des Wohnens“ aus einer historisch-hermeneutischen Perspektive die Dimensionen sowie den Wandel des Wohnens anhand empirischer Daten heraus und beeinflussten darüber hinaus maßgeblich die deutschsprachige Wohnsoziologie. Ihr Ziel ist es, das „physische Substrat, die Wohnbauten“ sowie das „soziale Substrat, die Lebensweise“ (Häußermann/Siebel 2000, S. 11) unter dem Begriff der Wohnweise zusammenzudenken. Damit deuten sie Wohnweisen vor dem Hintergrund von bestehenden Gesellschaftsordnungen und -transformationen und rekonstruieren die Entstehung des *modernen Wohnens* im Zusammenhang mit sich verändernden Lebensbedingungen im Zuge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert sowie während des Übergangs zum 20. Jahrhundert. Dabei zeichnen sie einen „Idealtypus des modernen Wohnens“, der im Sinne Max Webers „das für eine bestimmte Epoche Typische“ auszeichnet und somit vor allem hegemoniale Normalitätsvorstellungen des Wohnens reflektiert, die jedoch durchaus auch widersprüchlich und ambivalent sein können, sich schichtspezifisch, regional und zeitlich unterschiedlich ausprägen und auch keinesfalls ein Abbild der Wohnrealität darstellen. Häußermann und Siebel beschreiben diesen Idealtypus anhand von vier analytischen Dimensionen, die jedoch nicht trennscharf voneinander abgegrenzt werden können und deren Entstehungslinien hier ebenfalls kurz skizziert werden sollen (ebd., S. 15ff):

1. Die funktionale Bedeutung des Wohnens als ein von Erwerbsarbeit bereinigter Lebensbereich

Diese hat sich ausgehend von der räumlichen und zeitlichen Trennung von Erwerbsarbeit und Wohnen im Zuge der Industrialisierung entwickelt. Während zuvor sämtliche gesellschaftliche Tätigkeiten und Lebensvollzüge im „Ganzen Haus“ (Brunner 1980) untergebracht waren, erfolgt im 20. Jahrhundert eine zunehmende räumlich-funktionale Ausdifferenzierung der Lebensvollzüge. Neben Lohnarbeit werden auch Geburt, Tod, schwere Krankheiten und auch große Feste wie Hochzeiten aus dem Wohnbereich ausgelagert und institutionell organisiert, wodurch sich das Wohnen als „eigenständiger Verhaltensbereich entfalten, ästhetisch stilisieren und mit Bedeutung aufladen [kann]“

(Häußermann/Siebel 2000, S. 28). Damit einhergehend wird das Wohnen zunehmend zum Gegenpol zur Lohnarbeit und zum Ort der Erholung und des Konsums. Indem vorrangig von Frauen geleistete Reproduktionsarbeit hierbei ausgeklammert wird, spiegelt diese Konzeption geschlechtliche Ungleichheits- und Machtstrukturen wider und reproduziert diese, wie vor allem die feministische Kritik herausgearbeitet hat (Dörhöfer/Terlinden 1998; Hannemann 2022a, S. 28).

2. Die soziale Bedeutung des Wohnens als Ort der Kleinfamilie

In der Moderne ist das Wohnen zunehmend durch die „Ausgrenzung von Personen“ (Häußermann/Siebel 2000, S. 29) gekennzeichnet. Während im „Ganzen Haus“ ein Zusammenwohnen im großen Familienverband, der gemeinsam mit Bediensteten wirtschaftete, üblich war, wird angesichts der Emotionalisierung und Intimisierung von Familie im Zuge der Industrialisierung das Wohnen nun vorrangig in der bedeutend kleineren sozialen Einheit der Kernfamilie vollzogen. Diese quasi Gleichsetzung von Kleinfamilie und Haushalt zeigt sich auch in Zählweisen deutscher amtlicher Statistiken, die bis 1995 Einfamilienhaushalte oder das Zusammenwohnen von nicht verwandten Personen als atypisches Wohnen fasste. Darüber hinaus entwickelten sich mit der Entstehung der bürgerlichen Kleinfamilie auch Rollen hinsichtlich der Haushaltsführung, wie beispielsweise jene der Hausfrau und des Brotverdieners – die hier bewusst nicht gegendert werden –, aber auch spezifische Rollenerwartungen an Familienangehörige wie Vater, Mutter, Kind, Großeltern beziehungsweise Pensionist:innen, die im Ganzen Haus nicht so klar voneinander unterscheidbar waren (siehe auch Löw 1994, S. 45).

3. Die sozialpsychologische Bedeutung des Wohnens als ein Ort der Privatheit und Intimität

Eng verknüpft mit dem modernen Wohnen ist die Idee der Privatheit, die als Gegenpol zur Herausbildung einer urbanen Öffentlichkeit fungiert und mit der Auslagerung der Lohnarbeit wie dem Auszug nicht oder nur entfernt verwandter Personen zusammenhängt: „Es entfaltet sich die bürgerliche Privatsphäre, die räumlich als Wohnung, rechtlich als privater Verfügungsraum und sozial-psychologisch als Intimität gegenüber anderen abgegrenzt wird“ (Häußermann/Siebel 2000, S. 32). Mit Scham- und Peinlichkeitsempfindungen besetzte Aktivitäten wie körperliche Vitalfunktionen werden in abgeschlossenen Räumen vollzogen, die vor dem Blick der Öffentlichkeit Schutz bieten. Dies spiegelt sich auch in Wohnungsgrundrissen wider, indem das Wohnzimmer als Ort der Geselligkeit auch einen Repräsentationscharakter innehat und häufig den größten wie auch zentralsten Raum darstellt, während das Schlafzimmer vor fremden Blicken abgeschirmt wird. So verweist auch Carmen Keckeis (2017) darauf, dass Privatheit keine dem Sozialen vorgelagerten Eigenschaft von Räumen darstellt, sondern vielmehr durch institutionalisierte Praktiken der

Aneignung, des Ausschlusses sowie der Kontrolle von Wahrnehmbarkeit hervorgebracht wird. Die Privatsphäre ist auch rechtlich in besonderem Maße vor Kontrolle geschützt, vermittelt sozialpsychologisch Sicherheit und Geborgenheit, aber auch das Gefühl von Freiheit, wodurch das Wohnen eine Emotionalisierung erfährt (Häußermann/Siebel 2000, S. 38). Gleichzeitig werden Gefahren durch die Abschirmung vor sozialer Kontrolle, wie beispielsweise jene vor tätlichen Übergriffen, aber auch die Isolation von vor allem nicht berufstätigen Frauen in dieser rein positiv konnotierten Konzeption von Privatheit verdeckt (Reutlinger 2017, S. 67f).

4. Die rechtliche und ökonomische Dimension des Wohnens, die Fragen der Verfügung über Wohnraum betrifft

Schließlich handelt es sich beim Wohnen um ein Feld, das rechtlich wie ökonomisch stark reguliert ist. So ist das Wohnen zum einen durch seinen Warencharakter gekennzeichnet, der sich mit der Entstehung des Wohnungsmarktes im 18. Jahrhundert entwickelt hat (Häußermann/Siebel 2000, S. 41). Die Wohnraumversorgung erfolgt vorrangig durch den Erwerb durch Miete oder Eigentum, unterliegt somit Marktlogiken, die jedoch in unterschiedlichem Maße politisch reglementiert werden und gewinnt dadurch auch die Qualität eines Statussymbols. Darüber hinaus unterliegt der Wohnungsbau auch staatlichen Regulationen wie Baunormen, wird von einer professionellen Elite – also Architekt:innen, aber auch Forscher:innen und Stadtplaner:innen – entworfen und von einer Industrie produziert. Darüber hinaus ist die Nutzung von Wohnungen durch Hausordnungen und Gesetze geregelt, die Wohnverhalten ebenfalls maßgeblich regulieren beziehungsweise sanktionieren. Somit unterliegt das Wohnen ebenso gesetzlichen, politischen wie ökonomischen Strukturierungen.

Anhand dieses kurzen Umrisses wird deutlich, dass der skizzierte Idealtypus des modernen Wohnens von Macht- und Herrschaftsstrukturen durchzogen ist, weswegen bisweilen auch von Wohnideologien (Harth/Scheller 2012, S. 77) gesprochen wird. Insbesondere die feministische Kritik problematisiert hier eingeschriebene, geschlechtsspezifische Ungleichheiten, beispielsweise die Verschiebung der (unbezahlten) Reproduktionsarbeit, die vor allem von Frauen geleistet wird, ins Private sowie die Verdeckung der Gefahren der Privatsphäre, insbesondere in Hinblick auf häusliche Gewalt (Häußermann/Siebel 2000, S. 312ff; Dörhöfer/Terlinden 1998). Damit einhergehend wird hier eine zutiefst internalisierte, geschlechtsspezifische, ordnungspolitische Dimension im Wohnen problematisiert, die bestimmte Lebens- und Arbeitsbereiche als typisch „weibliche“/„männliche“ markiert (Katschnig-Fasch 1998, S. 114). Gleichzeitig ist das Wohnen eng mit (industriekapitalistischen) Strukturen in der Organisation von Erwerbsarbeit und Familie verwoben. Wenngleich diese bürgerliche Wohnweise keinesfalls der breiten Wohnrealität

entsprach – vor allem nicht jener der Arbeiter:innenschicht – prägte sie bis in die 1970er Jahre schichtübergreifend die Wohnwünsche deutscher Bürger:innen (Häußermann/Siebel 2000, S. 17).

Angeichts gesellschaftlichen Wandels sowie zunehmender Individualisierungsprozesse haben diese hegemonialen Deutungs- und Normalitätsmuster des Wohnens etwas an Bedeutung verloren (Harth/Scheller 2012, S. 77ff). Die Sphäre der Erwerbsarbeit ist zunehmend durch räumlich-zeitliche Flexibilisierung gestaltet, im Gegenzug die Hausarbeit professionalisiert und kapitalisiert, wodurch die Lebensbereiche Wohnen und Arbeiten wieder enger miteinander verbunden werden (ebd., S. 320). Auch die Bedeutung des kleinfamilialen Wohnens hat abgenommen: Der Anteil an Einpersonenhaushalten lag in Wien im Jahr 2022 bei 45 % (Statistik Austria 2023, S. 25), aber auch gemeinschaftsorientierte Wohnformen wie Baugruppen oder Mehrgenerationenhäuser haben, zumindest in gewissen Milieus, Konjunktur (Rogojanu 2019, S. 9). Konkrete Zahlen, die einen Wandel von Wohnpraktiken abbilden, gibt es aber nicht, da in amtlichen Statistiken – mit Ausnahme der Singlehaushalte – von dem Zusammenwohnen mit der Kernfamilie abweichende Lebensformen systematisch untererfasst sind. Gleichzeitig deuten aktuelle Studien darauf hin, dass das Wohnen von Paaren in getrennten Haushalten (Living apart together), wie auch das parallele Wohnen an unterschiedlichen Wohnsitzen (multilokales Wohnen) an Bedeutung gewinnen. Diese stellen zwar teilweise Übergangslösungen, aber durchaus auch freiwillige und bewusst gewählte Lebensmodelle dar (Kaindl/Neuwirth 2024; Hilti 2013). So haben sich Wohnpraktiken beziehungsweise Wohnarrangements in den letzten Jahren zwar ausdifferenziert, gleichzeitig sind die Bedeutungen, die dem Wohnen zugeschrieben werden, weiterhin relativ stabil (siehe Kapitel 3.1.), und bilden den Rahmen, an dem sich die Praxis der Sozialen Arbeit orientiert (Reutlinger 2017, S. 64ff).

2.3 WOHNEN AUS DER PERSPEKTIVE VON GIDDENS' STRUKTURATIONSTHEORIE

Im Folgenden möchte ich das Wohnen aus der Perspektive von Anthony Giddens' Strukturationstheorie, die er vor allem in „Die Konstitution der Gesellschaft“ (1997) darlegt, diskutieren, um den wechselseitigen Prozess der Entstehung von Strukturen aus sozialen Praktiken begreifen zu können. Mit seiner Theorie der Strukturierung grenzt sich Giddens von strukturtheoretischen, systemischen wie auch interpretativ-interaktionistischen Zugängen ab, indem er die Dualität von Strukturen in den Mittelpunkt seines Interesses stellt. Diese Dualität zeichnet den spezifischen Charakter von Strukturen aus: Sie stellt einen Rahmen her, der das Handeln einschränkt, aber gleichzeitig auch bestimmte Handlungsformen erst ermöglicht und somit Produkt und Medium des Handels ist. Damit widerspricht Giddens einem Strukturdeterminismus, aber auch der Ansicht, Strukturen seien nichts anderes als die Summe individueller Handlungen. Im Gegensatz zu Peter L. Berger und Thomas Luckmann,

die sich in „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ (1980) ebenfalls ausführlich der Frage gewidmet haben, wie individuelles Handeln und Strukturen einander wechselseitig konstituieren, rückt Giddens den Begriff der Macht stärker in den Fokus seiner Theorie. Handeln ist eng mit Macht verknüpft, die Giddens breit gefasst als Fähigkeit „einen Unterschied herzustellen‘ zu einem vorher existierenden Zustand oder Ereignisablauf“ (1997, S. 66) begreift. Indem Akteur:innen die Möglichkeit haben, auch „anders zu handeln“ – wobei dies auch die Unterlassung bestimmter Handlungen bedeuten kann – greifen diese gestaltend in die Welt ein und beeinflussen diese (ebd., S. 65f). Aber auch auf der Ebene der Strukturen, die Giddens als Regeln und Ressourcen begreift, wird Macht verwirklicht. Regeln setzen sich aus normativen Elementen sowie Signifikationscodes – analog zum phänomenologischen Begriff des Sinns oder Sinnstrukturen – zusammen, die eng miteinander verflochten sind. Ressourcen hingegen unterscheidet Giddens in „autoritative Ressourcen, die der Koordination des Handelns von Menschen entspringen, und alloкатive Ressourcen, die der Kontrolle über materielle Produkte oder bestimmte Aspekte der materiellen Welt entstammen“ (ebd., S. 45). Damit verknüpft Giddens seinen Strukturbegriff eng mit politischer wie auch ökonomischer Macht respektive Herrschaft, die, wie bereits dargelegt, eine zentrale Rolle in der Konstitution und Formierung des Wohnens beziehungsweise Wohnweisen spielen.

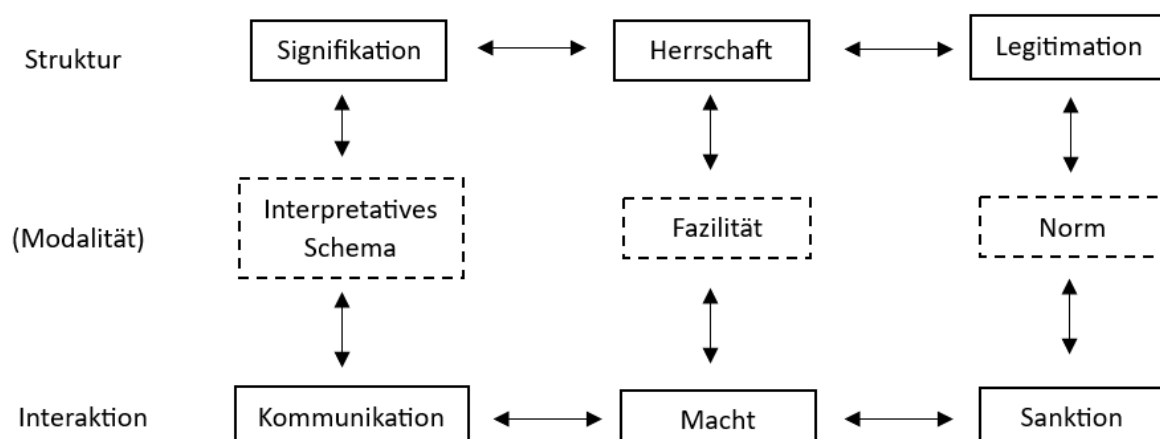
Sein Hauptinteresse liegt hierbei vor allem auf der Beschreibung des Prozesses der sozialen Reproduktion, die auch durch seinen Kunstbegriff der Strukturation³, der mittels des Suffixes -ation den produktiven Aspekt von Strukturen herausheben möchte, deutlich wird (Miebach 2014, S. 376). Strukturen sind nach Giddens eine „rekursiv organisierte Menge von Regeln und Ressourcen (...) außerhalb von Raum und Zeit“ (Giddens 1997, S. 77) und zeichnen sich durch die „Abwesenheit des Subjekts“ (ebd.) aus. In konkreten sozialen Situationen oder sozialen Systemen, die Giddens als „regelmäßige soziale Praktiken“ (ebd., S. 77) begreift, werden diese Regeln und Ressourcen in *Strukturmomenten* realisiert. Diese sind auf einer Zwischenebene zwischen Handeln und Struktur konzipiert, somit handelt es sich um jene „institutionalisierten Aspekte sozialer Systeme, die Raum und Zeit überdauern und dazu dienen, diese zu stabilisieren“ (ebd., S. 45). Indem Akteure sich auf diese beziehen, diese ihnen also Handlungsmöglichkeiten eröffnen oder diese beschränken, reproduzieren sie diese; Strukturmomente sind somit „Mittel und Ergebnis kontingent ausgeführter Handlungen situierter Akteure“ (ebd., S. 246). Diese sind durchaus, je nachdem wie weit diese Raum und Zeit überdauern, hierarchisch organisiert. Die abstraktesten und am weitesten in Raum und Zeit erstreckenden Strukturmomente bezeichnet Giddens als Strukturprinzipien, diese sind

³ Im Deutschen wird der Begriff auch bisweilen auch mit Strukturierung übersetzt, in dieser Arbeit sollen beide Begrifflichkeiten gleichbedeutend verwendet werden.

maßgeblich in die „Reproduktion gesellschaftlicher Totalitäten einbegriffen“ (Giddens 1997, S. 69).

In seinem Handlungsmodell stellt Giddens (1997, S. 55ff) die Reflexivität des Handelns in den Mittelpunkt seiner Überlegungen und bezieht sich hierbei stark auf die theoretischen Fundamente der Schütz'schen Sozialphänomenologie sowie Garfinkels Ethnomethodologie. Handeln konzipiert er hierbei als einen „continuous flow of conduct“ (Giddens 1986, S. 55), sieht darin somit nicht eine Kumulation von einzelnen Handlungen, sondern einen rekursiven Prozess, in dem sich Akteure auf soziale Strukturen beziehen und diese gleichzeitig aktualisieren und modifizieren, wodurch es einer gewissen Regelmäßigkeit unterliegt. Dabei zeichnet er ein geschichtetes Handlungsmodell, das zwischen drei Ebenen unterscheidet: *Handlungsmotivation*, *Handlungsrationalisierung* sowie die *reflexive Steuerung des Handelns*. Handlungsmotivation verknüpft Giddens mit der Realisierung von Bedürfnissen oder Wünschen, die nach ihm nicht die Gründe des Handelns darstellen, sondern dieses vielmehr veranlassen. Diese sind im Alltagshandeln individuell häufig auch nicht unmittelbar zugänglich, sondern werden vor allem in Situationen, die von der Routine abweichen, bedeutsam. Unter Bezugnahme auf Alfred Schütz sind Motive Grundlage für „Gesamtpläne oder Programme – ‚Entwürfe‘ in Schütz' Worten –, innerhalb derer eine Reihe von Verhaltensweisen ausgeübt werden“ (Giddens 1997, S. 57), Motivation bedeutet somit nicht lediglich individuelle Absicht, sondern lässt sich vielmehr als auf ein übergeordnetes Ziel gerichtete Motivationsstruktur begreifen. Davon hebt Giddens die Handlungsrationalisierung ab, die routinemäßig erworbene Fähigkeit von Individuen, „ein ‚theoretisches Verständnis‘ für die Gründe ihres Handelns zu entwickeln“ (ebd., S. 56), das vor allem relevant wird, wenn es darum geht, das Handeln vor einem anderen zu rechtfertigen oder zu erklären – und somit als kompetenter Akteur wahrgenommen zu werden. Dieses muss somit nicht zwingend mit der Handlungsmotivation übereinstimmen, sondern reflektiert stärker gesellschaftliche Erwartungen und Vorstellungen legitimer Handlungsgründe. Die reflexive Steuerung des Handelns ist vor allem im routinisierten Alltagshandeln bedeutsam, „richtet sich nicht nur auf das eigene Verhalten des Akteurs, sondern auch auf das anderer Akteure“ (ebd., S. 55). Hier verknüpft Giddens den Aspekt der Zielgerichtetheit oder der Intentionalität des Handelns mit der Tatsache, dass sich dieses auch auf soziale wie physische Kontexte bezieht, und damit auch auf einen gemeinsamen, geteilten Wissensbestand, der wiederum in einem rekursiven Prozess ebenfalls durch das Handeln beeinflusst wird. Zentral für ihn ist somit der Begriff des ebenfalls aus dem interpretativen Paradigma entlehnten praktischen Bewusstseins oder praktischen Wissens, das ein intuitives und wenig bewusstes Wissen über soziale Zusammenhänge und Bedingungen darstellt, die das Handeln grundlegend leiten. Dies grenzt er zum einen vom diskursiven Bewusstsein, der geäußerten Rechtfertigung des eigenen Handelns, wie auch von (bisweilen unbewussten)

Handlungsmotiven ab, wenngleich auch in erster Linie analytisch, da diese Ebenen durchaus auch ineinandergreifen können (ebd., S. 55ff; Giddens 1986, S. 55ff). Darüber hinaus bezieht Giddens in sein Handlungsmodell auch unerkannte Bedingungen wie auch unbeabsichtigte Handlungsfolgen mit ein, die gleichfalls das Handeln wechselseitig beeinflussen und eine zentrale Rolle in Prozessen der Institutionalisierung spielen, da diese nicht unmittelbar als Produkt menschlichen Handelns erkannt werden (Giddens 1986, S. 59). In Zentrum seines Handlungskonzepts stehen somit nicht handelnde Subjekte, sondern die aufeinander bezogenen Praktiken der Akteure.



Dominante Wohnweisen möchte somit ich als Institutionen begreifen, die zum einen durch die Bedeutung, die (gutem) Wohnen zugeschrieben wird, aber auch politisch, rechtlich wie ökonomisch reguliert und stabilisiert werden. Macht respektive Herrschaft zeigt sich beim Wohnen besonders deutlich an den Möglichkeiten, über Wohnraum zu verfügen beziehungsweise diesen zu gestalten. Neben der vordergründig marktförmigen Organisation des Zugangs zu Wohnraum, das Wohnen an individuelle ökonomische Ressourcen bindet, betrifft dies auch die gegenständliche Grundlage des Wohnens, also den Wohnungs- und Hausbau selbst, der nicht nur von einer Elite entworfen, sondern auch starken behördlichen Regulierungen unterworfen ist. Grundrisse geben einen Rahmen für bestimmte (zumeist funktionale) Raumnutzungen vor, gleichzeitig materialisieren sich hier auch Normalitätsvorstellungen des Wohnens, die wiederum eng mit seiner Bedeutung verwoben sind (siehe Häußermann/Siebel 2000, S. 16ff). Aber auch im Sinne einer Praktik unterliegt das Wohnen einer Regelhaftigkeit, die vor allem in Formen und in Kontexten der Vermittlung von Wohnwissen oder -fertigkeiten, beispielsweise im Zuge institutionalisierten Wohnens (Meuth 2018; Marquardt 2022), aber auch der Erziehung, deutlich werden – hier spiegeln sich ebenso gesamtgesellschaftliche Norm- und Wertvorstellungen wider. Wohnweisen bieten somit einen Rahmen, der das Handeln einschränkt, aber ein solches auch erst ermöglicht; gleichzeitig werden diese durch Wohnpraktiken von Individuen (re-)produziert und sind dadurch auch veränderlich. Besonderen Einfluss haben hier Akteure, die professionell mit dem Wohnen befasst sind, sei es als Architekt:in, Politiker:in, Vermieter:in, Bauingenieur:in, Stadtplaner:in, Wissenschaftler:in oder Sozialarbeiter:in und somit auch über größere (vor allem autoritative) Ressourcen verfügen, um ihre Handlungsziele durchzusetzen. Gleichzeitig handelt es sich beim Wohnen um eine zutiefst internalisierte Praktik, die von einer starken Routine durchzogen ist und stellt somit in erster Linie ein praktisches Wissen dar, das vor allem bei Brüchen (wie Umzügen, Situationen der Wohnungslosigkeit) oder sonstigen Problemen (wie beispielsweise der neuen Wohnungsfrage) diskursiv verhandelt wird. Ein Anknüpfen an jenem praktischen Wissen, das das individuelle Wohnen prägt, erscheint mir somit als äußerst sinnvoll, um jene mit Macht und normativen Elementen durchsetzten Deutungsmuster zu rekonstruieren, die gegenwärtige Wohnweisen (im Sinne eines Zusammenwirkens von Lebensweise und Gehäuse) stützen.

3 WOHNWISSEN

In diesem Kapitel möchte ich zunächst einige Aspekte des Wohnens diskutieren, die seine Bedeutung prägen. Zum einen das Konzept der Wohnbedürfnisse, aber auch zentrale Leitbilder des Wohnens, die im österreichischen Kontext ebenso Teil eines kollektiven Wissensbestandes darstellen.

3.1 ZUR BEDÜRFNISDIMENSION DES WOHNENS

Laut Giddens (siehe Kapitel 2.3.) veranlassen Bedürfnisse oder Wünsche das Handeln, weswegen ich an dieser Stelle das Konzept des Wohnbedürfnisses im Zusammenhang mit jenem der Wohnpräferenz beziehungsweise des Wohnwunsches diskutieren möchte. Tatsächlich handelt es sich hierbei um Begriffe, die vor allem in der empirischen Forschung, nicht einheitlich verwendet werden, was mitunter auch an ihrer unterschiedlichen bzw. bisweilen auch fehlenden theoretischen Fundierung liegt.

Das Wohnen wird gemeinhin als Grundbedürfnis gefasst, wobei damit zusammenhängende Bedeutungen bisweilen essentialisiert werden⁴ (siehe Häußermann/Siebel 2000, S. 222). Damit stellt sich zunächst die Frage: Gibt es so etwas wie wohnspezifische, generalisierte Bedürfnisse? Oder sind Wohnbedürfnisse vielmehr kulturspezifischer Ausdruck von elementaren Bedürfnissen, die prinzipiell auch in anderen Bereichen erfüllt werden können?

3.1.1 Psychologische Perspektive

In der deutschsprachigen (Wohn-)bedürfnisforschung hat sich hier die letztere Konzeption durchgesetzt, die davon ausgeht, dass es einige grundlegende, universelle Bedürfnisse gibt, die jedoch in der Art und Weise, wie diese verwirklicht werden, ein Resultat soziokultureller historischer Entwicklungen sind (Arzberger et al. 1978, S. 355f; Flade 2020, 23f; Rughöft 1992, S. 14ff). Hierbei wird häufig auf Modelle Bezug genommen, die sich an einer (leicht adaptierten) Form der in 1950er Jahren entwickelten Maslow'schen Bedürfnispyramide orientieren, die auch noch gegenwärtig in der Motivationspsychologie zur Erklärung menschlichen Verhaltens herangezogen wird (siehe auch Flade 2020, S. 23). Diese geht von einer begrenzten Anzahl von universalen Bedürfnissen aus, die einer hierarchischen Ordnung unterliegen: Die Grundlage markieren hier physiologische Bedürfnisse, gefolgt vom Bedürfnis nach Sicherheit, Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Liebe, Bedürfnis nach

⁴ Exemplarisch sei hier Brändle-Stroh (1999) angeführt, der sich bei seiner umfangreichen und detaillierten Erläuterung von universellen, organischen motivierten Wohnbedürfnissen an enggeführten, normativen Vorstellungen des Wohnens orientiert, und so beispielsweise die fehlende Möglichkeit, in Mietwohnungen eigenständige, bauliche Änderungen durchzuführen als Hemmnis für die Verwirklichung des Bedürfnisses nach Autonomie und Unverwechselbarkeit begreift.

Wertschätzung, Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und jenem nach Selbsttranszendenz (Myers/DeWall 2023, S. 472). Jedoch ist die Hierarchisierung der Bedürfnisse sowie ihre Konzeption als distinkte Kategorien, die das Handeln umfassend erklären, starker Kritik unterworfen, welche auch durch empirische Studien gestützt ist (Gebert/Rosenstiel 2002, S. 48; Conrad 1983). Aus diesem Grund beziehen sich aktuellere Beiträge in unterschiedlichem Ausmaß auf diese theoretische Annahmen Maslows. Eine gemeinsame Grundlage bildet jedoch die Vorstellung, dass diese Grundbedürfnisse auf individueller Ebene in einer Vielzahl anderer, stärker gegenstandsorientierter Bedürfnisse übersetzt werden – beim Wohnen wäre das zum Beispiel das Bedürfnis nach einem Garten, der individuelle Erholung erlaubt und damit physiologische Bedürfnisse befriedigt – weswegen Karl Otto Hondrich (1973) in diesem Zusammenhang den Begriff der Bedürfnisorientierungen einführt. Bedürfnisstrukturen zeigen sich, ob der Diversität der Bedürfnisse, in der Klassifikation nach Feldern (beispielsweise Arbeit, Beruf, Wohnen), sind aber auch stark durch Lebensstile⁵ beeinflusst, die ihre große Varianz erklären sollen – so befasst sich die Bedürfnisforschung vor allem mit der Identifikation jener soziokulturellen Gegebenheiten, die die Herausformung bestimmter Bedürfnisse (oder Bedürfnisorientierungen) bedingen (Arzberger et al. 1978, S. 355ff).

Die hohe Bedeutung des Wohnens ergibt sich in dieser Konzeption daraus, dass es einen (kulturell gewachsenen) Bereich der Befriedigung elementarer, physiologischer Bedürfnisse darstellt – so argumentiert die Psychologin Antje Flade (2020, S. 23ff), dass diese prioritär gestillt werden müssen, bevor im Wohnen auch „höhere“ Bedürfnisse wie Selbstdarstellung oder Identität relevant werden. Grundlegend geht sie zwar davon aus, dass diese Bedürfnisse auch in anderen Feldern wie Freizeit oder Erwerbsarbeit verwirklicht werden können, sich diese aber auch wohnspezifisch herausbilden. Im individuellen Wohnerleben würden sich jedoch diese nur theoretisch voneinander unterscheidbaren Konzepte miteinander vermischen und so bleibt bei ihr auch eine konzeptionelle Definition und Diskussion des Begriffs des Wohnbedürfnisses aus. Sigrid Rughöft (1992, S. 14ff) bezieht sich aus einer wohnökologischen Perspektive ebenfalls auf Maslow, vermeidet aber eine Bewertung der Bedürfnisse und nutzt diese, um dazulegen, auf welche Art und Weise sich diese im Wohnen verwirklichen können. Somit begreift sie Wohnbedürfnisse als „alle Bedürfnisse, die im Wohnbereich befriedigt werden können und als Wohnbedarfe konkret ausgerichtet sind auf die Wohnung, das Wohngebäude und die Wohnumgebung“ (ebd.). Wohnbedürfnisse sind somit sehr divers, können sich beispielsweise auch darauf beziehen,

⁵ Lebensstil orientiert sich nicht nur nach dem Modell von Schulze, sondern inkorporiert bisweilen auch Elemente von Bourdieu (siehe Schneider/Spellerberg (1999); Katschnig-Fasch (1998)), womit soziale Klasse auch zu einem erklärenden Faktor wird.

einen Ort zum Fernsehen, zum Besuch empfangen oder zur Blumenpflege zu haben, und sind nicht klar von Wohnpräferenzen oder Wohnwünschen zu unterscheiden.

Die Frage, ob etwas und was ein (essenzielles) Wohnbedürfnis darstellt, hat auch politische Implikationen. So verfolgt die Wohnbedürfnisforschung, abgesehen von einem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse, auch das Ziel, die Bedürfnisse jener zu erheben und in den politischen Diskurs einzubringen, die wenig Chancen haben, diese über den Markt oder die Politik zu artikulieren, also „die Problemsichten und Wünsche auch der rund siebenzig Prozent der Bevölkerung [...], die über die Teilnahmen an den Wahlen und die Mitgliedschaft in den Gewerkschaften hinaus an sonst keiner Form der politischen Partizipation [...] beteiligt sind.“ (Arzberger et al. 1978, S. 368). Im Gegenzug konstatieren Häußermann und Siebel, dass ein solcher Zugang, der die Bedürfnisse mittels standardisierter Verfahren erhebt und in unzureichendem Maße ihre gesellschaftliche Genese kritisch reflektiert, vielmehr dazu beiträgt, hegemoniale Wohnvorstellungen zu reproduzieren und somit einem politisch-transformativen Anspruch (ebd., S. 369ff) nicht gerecht werden kann. Im Gegenzug sehen sie die

„[z]entrale Aufgabe der Bedürfnisforschung [...] vielmehr [darin], die Ursachen und die Funktionen der vorfindlichen Ausprägung von Wohnbedürfnissen und Wohnverhaltensweisen herauszuarbeiten. Erst die Frage nach den gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen wohnrelevante Bedürfnisse geformt werden und sich wandeln, liefert auch planungsrelevante Informationen.“ (Häußermann/Siebel 2000, S. 225).

Eine Auseinandersetzung mit Wohnbedürfnissen beinhaltet somit notwendigerweise eine kritische Betrachtungsweise gegebener gesellschaftlicher Strukturen wie vor allem eine Analyse jener gesellschaftlichen Normen und Gewohnheiten (Rughöft 1992, S. 15), die ihre Funktion stützen.

3.1.2 Normative Perspektive

Neben einer solchen, stark psychologisch fundierten Wohnbedürfnisforschung sollen, in Anlehnung an Siri Ytrehus (2000) auch weitere, vor allem philosophische Konzeptionen des (Grund-)Bedürfnisses im Kontext des Wohnens skizziert werden, die stärker mit normativen und gerechtigkeits-theoretischen Überlegungen verwoben sind, und damit mit der Frage, welche Bedürfnisse im Wohnen verwirklicht werden *sollten*.

Ytrehus differenziert hierbei in grundlegend vier unterschiedliche, theoretische Positionen. Zum einen bezieht sie sich auf biologische, physisch-materielle Konzeptionen, die davon ausgehen, dass es so etwas wie generalisierte Wohnbedürfnisse gibt, deren Verwirklichung spezifischer räumlich-materieller Gegebenheiten bedarf. Diese sind universell und messbar, können somit auch in Laborexperimenten erhoben werden und zielen auf die Formulierung räumlich-materieller Standards wie Mindestquadratmeterzahlen, Qualitäten und Anzahl von Zimmern ab. Diese Konzeptionen sind Grundlage wohnpolitischer Maßnahmen, die sie

ausführlich im norwegischen Kontext beschreibt, welche sich aber genauso in Österreich in Bauordnungen finden lassen. Problematisch ist aus ihrer Sicht jedoch, dass hierdurch die sozio-kulturelle, historische und psychologische Dimension von Bedürfnissen außen vor bleibt, diese somit nicht in ausreichend in ihrer sozialen Bedingtheit begriffen werden und was schließlich in der Essentialisierung sozialer Normvorstellungen mündet (Ytrehus 2000, S. 168).

Eine ökonomische Perspektive hingegen weist die Idee generalisierter Wohnbedürfnisse zurück und setzt diese mit subjektiven Wohnpräferenzen gleich, die das Handeln in Märkten wie dem Wohnungsmarkt motivieren. Der Markt, der idealerweise lediglich über Angebot und Nachfrage und ohne staatliche Regularien operiert, ermöglicht in dieser Konzeption eine bedarfsgerechte und damit „rationale“ Verteilung des Gutes Wohnraums – fixierte Wohnstandards wären in dem Sinn nicht nur „irrational“, sondern auch ein unzulässiger Eingriff in die Autonomie eines Individuums. Diese Ansicht ist besonders starker Kritik unterworfen, zum einen, weil – insbesondere was den Kontext des Wohnens betrifft – nicht davon ausgegangen werden kann, dass alle Akteure auch tatsächlich über das notwendige Wissen verfügen, um eine informierte Entscheidung zu treffen und damit entsprechend „rationale“ Präferenzen auszubilden. Zum anderen sind Präferenzen nicht lediglich das Resultat eines rationalen Entscheidungsprozesses, sondern vor allem sozialisatorisch bedingt, was auch die Ergebnisse der Lebensstilforschung demonstrieren. Zudem hat die psychologische Forschung gezeigt, dass (Wohn-)Präferenzen in einer Abhängigkeit zu den subjektiv wahrgenommenen Möglichkeiten, diese zu verwirklichen, stehen. Somit sind sie eigentlich Resultat ökonomischer Einschränkungen und Positionierungen, was in einem Widerspruch zur Idee einer autonomen Entscheidung steht und in stark marktorientierten Perspektivierungen nicht ausreichend berücksichtigt wird (Ytrehus 2000, S. 169).

Im Kontext von Theoriesträngen, die von einer soziokulturellen Prägung von (Wohn-)Bedürfnissen ausgehen, lassen sich darüber hinaus kulturellrelativistische Ansätze sowie solche, die von generalisierten Grundbedürfnissen ausgehen, unterscheiden. So begreift ersterer Ansatz diese ausschließlich als Resultat sozio-kultureller und historischer Gegebenheiten: Bedürfnisse sind somit nicht absolut, sondern das, was als Mangel empfunden wird, ist stets abhängig von den historisch variablen Standards einer (Teil-)Gesellschaft. Ihre Erfüllung zielt somit auf soziale Integration und Teilhabe ab. Indem jedoch keine unteren, absoluten Schwellen definiert werden, können (ebenso wie beim markt-orientierten Zugang) keine allgemeingültigen Mindeststandards für Wohnverhältnisse formuliert werden. Dadurch besteht die Gefahr einer Normalisierung besonders niedriger Wohnstandards, wenn diese in bestimmten Gruppen die Regel darstellen. Im Gegenzug formuliert eine universalistische Tradition (z.B. Doyal/Gough 1991) elementare, menschliche

Grundbedürfnisse, die auf die Gewährleistung von psychischer und physischer Gesundheit sowie Autonomie abzielen und damit zentrale Bedingungen für soziale Teilhabe darstellen. Ihre Erfüllung ist Voraussetzung für die Abwendung von „serious harm“ (Doyal/Gough 1991, S. 73), weswegen diese auch wohlfahrtstaatlich abgesichert werden sollten. Bedürfnisse sind damit von Präferenzen oder Wünschen, welche soziokulturell überformt sind, abzugrenzen und bilden das Mittel, aber nicht den Zweck des Handelns. Damit unterscheidet sie sich von der Maslow'schen Konzeption, ähnelt dafür aber Giddens' *Handlungsmotivation*. Die Art und Weise, wie diese Bedürfnisse befriedigt werden (sollen), ist soziohistorisch variabel und vor allem von Norm- und Moralvorstellungen geprägt (Ytrehus 2000, S. 170ff)

Folgt man letztgenannter Traditionsrichtung, die auch Ytrehus als am fruchtbarsten begreift, kann daraus abgeleitet werden, dass als Wohnbedürfnisse somit sämtliche Bedürfnisse bezeichnet werden können, die im Feld des Wohnens körperliche und geistige Unversehrtheit, Autonomie und soziale Teilhabe sicherstellen. Die Art und Weise, wie dies geschieht, ist sozial variabel, und ebenso moralisch und normativ gestützt.

3.2 LEITBILDER DES WOHNENS

Im österreichischen beziehungsweise Wiener Kontext ist das Wohnen vorrangig durch zwei unterschiedliche Leitbilder geprägt: zum einen das Ideal des Eigentums, materialisiert im Einfamilienhaus, zum anderen durch die hohe Bedeutung des kommunalen Wohnbaus, welcher symbolisch für die fortschrittlichen, (wohn-)politischen Maßnahmen des Roten Wiens steht, das sich tief die Geschichte der Stadt sowie in das Stadtbild eingeschrieben hat (Reinprecht 2012, S. 205). Diese Leitbilder werden ebenso durch wohnpolitische Maßnahmen gestützt: So fördert die vom Bund finanzierte, aber auf Landesebene unterschiedlich umgesetzte, und damit auch politisch motivierte Wohnbauförderung unter anderem das selbstgenutzte Wohneigentum. Allen voran in den Bundesländern profitieren anteilmäßig viele „Häuslebauer“ von der Förderung, während in Wien vorrangig Mietwohnungen subventioniert werden – tatsächlich wird damit ein Großteil des neu errichteten Wohnbaus staatlich unterstützt (Matznetter 2002, S. 273). Ebenso werden in Wien, nach einer rund 15 Jahre langen Unterbrechung, wieder neue Gemeindebauten errichtet, welche eine „Antwort auf die große Nachfrage nach kostengünstigen Wohnungen und die jüngsten Kostenentwicklungen am freien Markt“ (Stadt Wien o.J.) darstellen sollen. Beide Leitbilder reflektieren „die idealen und ideologischen Vorstellungen von Fachleuten und Gruppen darüber, wie richtiger und fortschrittlicher Wohnungsbau auszusehen habe“ (Flagge 1999b, S. 809), welche einander in der Förderung des kleinfamiliären Wohnens teilweise ähneln, teilweise, vor allem was die Stellung des Wohnens als ökonomisches Gut betrifft, stark divergieren und in den folgenden Kapiteln herausgearbeitet werden sollen.

3.2.1 Die Eigenheimideologie

Im Vergleich zu anderen EU-Staaten (Eurostat o.J.) weist Österreich eine relativ niedrige Eigentumsquote auf – 48 % der Haushalte wohnen in Eigentum, davon rund drei Viertel im Eigenheim. Erwartungsgemäß sind hier auch große regionale Unterschiede zu verzeichnen: Während in ländlichen Gebieten das Hauseigentum überwiegt, macht dieser Anteil in Wien lediglich 5 % aus, weitere 14 % wohnen hier in einer Eigentumswohnung (Statistik Austria 2023, S. 20ff), was ebenso an den vergleichsweise hohen Immobilienpreisen in urbanen Gegenden liegt (Statistik Austria 2022). Gleichzeitig ist das Ideal der Eigentumsbildung beim Wohnen weiterhin relativ hoch: Laut einer aktuellen Erhebung der Erste Bank ziehen knapp zwei Drittel der österreichischen Befragten das Eigentum dem Wohnen zur Miete vor (Erste Bank 2023).

Die Dominanz und Persistenz des Eigenheims als Ideal des Wohnens, das sich seit Jahrzehnten in sämtlichen Industrienationen zeigt, liegt – neben seinem materiellen und praktischen Wert – auch an seiner symbolischen Aufladung. Im Eigenheim beziehungsweise vor allem im Einfamilienhaus materialisieren sich nicht nur Vorstellungen eines intakten kleinfamilialen Zusammenlebens sowie damit einhergehender Privatheit und Intimität, wie diese im Idealtypus des Wohnens skizziert wurden, sondern in besonderem Maße auch Vorstellungen von Sicherheit, Eigenverantwortung, Stabilität und Unabhängigkeit. Tatsächlich bietet das Eigentum am gegenwärtigen Wohnungsmarkt auch Vorteile gegenüber einer Mietwohnung: So besteht keine Gefahr, gekündigt zu werden, ebenso kann der Wohnraum selbst stärker nach eigenen Wünschen und Vorstellungen gestaltet werden – vor allem dann, wenn selbst gebaut wird (Gurney 1999a, S. 1714; Meeus/Decker 2015; Häußermann/Siebel 2000, S. 229ff). Darüber hinaus haftet dem Eigenheim die Vorstellung einer sicheren und beständigen Kapitalanlage an, wie beispielsweise in der Pressemitteilung der Erste Bank deutlich wird, die zweifelsohne auch Marketingzwecken dient:

„Eigentum bietet nicht nur Unabhängigkeit, es ist auf lange Sicht auch eine wesentliche Vorsorgekomponente. Und speziell in der Pension erweitert ein abbezahltes Eigenheim den finanziellen Spielraum und leistet damit einen essenziellen Beitrag zur Prävention von Altersarmut“ (Erste Bank 2023).

In die gleiche Richtung argumentiert auch der österreichische Bundeskanzler Karl Nehammer, der sich als politisches Ziel der kürzlich beschlossenen Wohnraum- und Bauoffensive die Erhöhung der Eigentumsquote auf 60 % gesetzt hat: „Ich bin vom Eigentum deswegen so überzeugt, weil es die beste Form einer Altersvorsorge ist. Und weil es Eigenverantwortung, Sicherheit und Freiheit schafft“ (Bundeskanzleramt 2024). Das Eigentum wird somit nicht nur zu einer besonderen sicheren und stabilen Wohnform, sondern zu einer Manifestation gesellschaftlich erstrebenswerter Werte.

Deutlich wird dies in normalisierenden Diskursen (Gurney 1999b), die das Eigenheim als die „richtige“ und erstrebenswerte Form des Wohnens festschreiben. Dies zeigt sich ebenso im Rekurs auf Aphorismen, die die Motive für den Erwerb eines Eigenheims prägen. So zeigt Craig M. Gurney (1999a) auf Grundlage einer Studie unter Eigentümer:innen der Arbeiter:innenklasse nahe Bristol in Großbritannien auf, dass sich diese für die Begründung des Eigentumserwerbs vorrangig auf Metaphern berufen, wie beispielsweise *„an Englishman’s home is his castle“*, *„it’s yours at the end of the day“*, *„if it’s yours [then] you [can] do more to it“*, *„it’s an investment for the future“*, *„renting’s [just] money down the drain“* oder *„rent[ing]’s [just] dead money“* (ebd., S. 1711). Diese werden von den interviewten Personen auch nicht weiter hinterfragt, sondern gewissermaßen als soziale Tatsachen begriffen. Damit einher gehen auch unterschiedliche moralische Bewertungen von Mieter:innen und Eigentümer:innen: Während ersteren ein verschwenderischer und damit unvernünftiger Umgang mit ihrem Geld zugeschrieben wird, zeichnen sich Besitzer:innen von Eigentum durch Tugenden wie Erfolg, Sparsamkeit sowie die Fähigkeit einer guten Haushaltsführung aus (ebd., S. 1715; Meeus/Decker 2015, S. 1124ff für Belgien).

Tatsächlich birgt jedoch der Eigentumserwerb auch zahlreiche Risiken, vor allem wenn die Eigenmittel gering sind und somit ein hoher Kredit aufgenommen werden muss. So zahlen Kreditnehmer:innen hohe Zinsen, es entsteht die Gefahr der Verschuldung, auch ist – vor allem bei vergleichsweise günstigen Häusern beziehungsweise Baugrund – keinesfalls gesichert, dass diese im Falle biographischer Veränderungen, die einen Wohnortswechsel erforderlich machen, verkauft werden können (siehe auch Bourdieu 1998). Gleichzeitig ist auch der Wohnungsmarkt durchaus krisenanfällig, was in rezenter Vergangenheit an den Auswirkungen der Finanzkrise 2007 sowie jener in Folge des Russland-Ukrainekriegs im Jahr 2022 deutlich wurde, als noch nicht bezahltes Eigentum massiv an Wert verlor beziehungsweise variable Zinssätze für Kredite in die Höhe schnellten (Formanek/Pöchel 2023).

Das Eigenheim ist ebenso ein Statussymbol. Dies liegt nicht nur im monetären Wert begründet, sondern vor allem für jene, die über kein nennenswertes Startkapital oder Erbe verfügen, symbolisiert es die Anstrengungen, Entbehrungen und die harte Arbeit, die notwendig waren, um es zu finanzieren – es markiert somit auch hier in besonderem Maße eine moralische Haltung (siehe Gurney 1999b). Häußermann und Siebel argumentieren, dass die Attraktivität des Eigenheims für die Arbeiter:innenklasse unter anderem darin liegt, dass es sich um eine der wenigen Möglichkeit handelt, Vermögen mittels Geldeinkommen wie auch Arbeit aufzubauen. So werden – vor allem, wenn seitens der Bank kein hoher Kredit gewährt wird – Kosten gesenkt, indem eigenhändig beziehungsweise gemeinsam mit Freund:innen, Familie und Bekannten gebaut wird. Das Eigenheim wird so zum Symbol der

Stärke des eigenen, ortsgebundenen sozialen Netzes wie des eigenen Fleißes und der eigenen Fähigkeiten, gleichzeitig hat es auch einen Gebrauchswert, der an die nächste Generation vererbt werden kann (Häußermann/Siebel 2000, S. 267).

Die Bedeutung des Eigenheims ist auch eng gebunden an die Vorstellung des Besitzes als Existenzsicherung und damit einhergehend auch durchaus Teil neoliberaler politischer Programme, die auf eine Individualisierung und Privatisierung gesellschaftlicher Vorsorgeleistungen abzielen. Die Idee, die lohnarbeitende Klasse durch Eigentumbildung abzusichern, ist jedoch nicht neu und zeigt sich ebenso bereits in bürgerlichen Lösungsansätzen der historischen Wohnungsfrage. Besonders prominent war hier die Idee der Selbsthilfe und Eigenverantwortung, sei es durch den Zusammenschluss in Genossenschaften oder durch die Finanzierung von besonders kostengünstigem Wohnraum, der lediglich absoluten medizinischen Minimalstandards entspricht und sich im billigen, städtischen Umland befindet, durch bürgerliche Mäzene. Abgesehen von der Sicherung des Wohnraums, ging es hier auch darum, die Arbeiter:innenklasse an diesen Grund und Boden zu binden und somit zu einer sittlichen Lebensführung wie auch anderen bürgerlichen Werten zu erziehen (Häußermann/Siebel 2000, S. 90f; 265ff; Beck/Reutlinger 2019, S. 99).

In diesem Zusammenhang wird in der Literatur nahezu übereinstimmend von einer Eigenheimideologie gesprochen, die – damals wie heute – einer starken Kritik unterworfen ist. Problematisiert werden hier zum einen Verbürgerlichungsprozesse: Während Friedrich Engels (2020 [1872]) aus einer geschichtsphilosophischen Perspektive die Gefahr der Eigentumbildung der Arbeiter:innenklasse vor allem darin sieht, dass diese jegliches revolutionäres Potential des Proletariats vernichtet, begreift Pierre Bourdieu (1998) das Eigenheim als mehrfache „Falle“ für die lohnabhängige Klasse. In einer umfassenden Untersuchung des Trends zum Eigenheim im Frankreich der 80er Jahre arbeitet Bourdieu eine große Diskrepanz zwischen dem propagierten Ideal des individualisierten und unabhängigen Wohnens und den Lebensrealitäten der neuen Eigentümer:innen heraus. Die schlechte Qualität der Fertighäuser in abgeschiedener Lage, hohe Schulden, die daraus resultierende Inflexibilität des Wohnsitzes führen tendenziell dazu, dass das Eigenheim „nach und nach zum Ort der Fixierung aller Besetzungen und Investitionen [wird]“ (ebd., S. 22). Es vollzieht sich ein Rückzug ins Private, welcher in einer „Domestizierung der Wünsche und Vorhaben“ (ebd.) resultiert. Dieser wird dadurch verstärkt, dass die Arbeiter:innenklasse durch den Zuzug in neugeschaffene Siedlungen aus bestehenden, örtlich organisierten Formen der Arbeiter:innensolidarität herausgelöst wird, was ebenso zu ihrer Entpolitisierung führt (ebd., S. 21ff). Aktuell werden hingegen vor allem die ökologischen Probleme des Eigenheims angeführt. So handelt es sich um eine Wohnform mit einem hohen Ressourcenverbrauch, die die Zersiedelung von Städten vorantreibt, damit eine höhere

Abhängigkeit vom Auto schafft und maßgeblich zur Versiegelung von Freiflächen beiträgt (Häußermann/Siebel 2000, S. 231).

3.2.2 Der Wohnbau im Roten Wien

Das Erbe des kommunalen Wohnbaus im Roten Wien spiegelt sich auch in aktuellen Statistiken wider: Während in Österreich 7 % der Haushalte in einer Gemeindewohnung leben, sind es in Wien 21 %. Darüber hinaus leben österreichweit weitere 17 % in einer Genossenschaftswohnung, in Wien beträgt der Anteil 22 %, was bedeutet, dass etwas weniger als die Hälfte der Wiener:innen in staatlich geförderten Mietwohnungen leben (Statistik Austria 2023, S. 22). Im Vergleich zu anderen europäischen Großstädten spielt somit der geförderte und mietpreisgebundene Wohnraum, der in den meisten Fällen auch unbefristet vermietet wird, eine bedeutsame Rolle am Wohnungsmarkt. Der soziale Wohnbau beruht auf dem gesellschaftlichen Konsens, dass dem Staat die Aufgabe der Schaffung, Sicherung oder Subventionierung von stabilem und kostengünstigem Wohnraum für seine Bürger:innen überantwortet werden sollte (Reinprecht 2017, S. 213f; Temel 2014, S. 47; Behring/Helbrecht 2005, S. 129). Im Gegensatz zu anderen Ländern ist in Wien „der soziale Wohnbau kein Stigma und kein Ausdruck von Bedürftigkeit, sondern Normalität“ (Reinprecht 2017, S. 214).

Der Grundstein für diese Entwicklung wurde im Wien der Zwischenkriegszeit gelegt. Wie in vielen anderen Städten und Staaten Westeuropas ist die Entstehung des sozialen Wohnbaus eine (wohn-)politische Antwort auf die Wohnungsfrage. In Wien herrschte nach dem Zusammenbruch der Österreich-Ungarischen Monarchie eine große Wohnungsnot, die zu einem in einem starken Zuzug der Landbevölkerung nach Wien, aber auch in der schlechten wirtschaftlichen Lage wie auch in Versorgungsschwierigkeiten, Inflation und Arbeitslosigkeit begründet war (Weihsmann 1985, S. 15f). Bereits unmittelbar vor und während des Ersten Weltkrieges wurden erste, autonome Kleingartenvereine gegründet, nach Ausrufung der Ersten Republik und unter einer sich zuspitzenden, prekären Versorgungslage entwickelte sich die Siedlerbewegung. Im Sinne der Selbsthilfe folgte eine massenhafte und unregulierte Besetzung und Bebauung des Wiener Umlandes, die das Ziel hatte, autarke Versorgungsgemeinschaften zu errichten – so wurden diese Gebiete von den Besetzer:innen auch landwirtschaftlich bewirtschaftet. Allmählich schloss sich hier auch die politisch organisierte Arbeiter:innenschaft an, welche zu einer Politisierung der Idee der genossenschaftlichen beziehungsweise gemeinschaftlichen Selbstverwaltung beitrug, im Sinne der Verwirklichung einer sozialistischen Lebensweise, die die Arbeiter:innenschaft befreien sollte und damit schließlich laut Klaus Novy zum „soziale[n] Motor der neuen Wohnungspolitik“ (Novy 1983, S. 23) wurde. Mit Durchführung der ersten Wahlen im Jahr 1919 kamen die Sozialdemokraten an die Macht, die seitdem auch – mit Ausnahme der

Zeitspanne während 1933 und 1945 – durchgehend stimmenstärkste Partei in Wien sind und somit maßgeblich das politische Geschehen der Stadt prägen. Wenngleich sie zunächst, angesichts von Bedenken, dass solche Siedlungsformen ein individualistisches Besitzdenken fördern könnten, der Bewegung zwiespältig gegenüberstand, nahm sie ihre Anliegen auf und unterstützte sie durch die Legalisierung der Pachtverhältnisse sowie die Bereitstellung beziehungsweise Kreditvergabe für Baumaterial. Somit trug die sozialdemokratische Partei zu einem hohen Maße zur Institutionalisierung der ehemals unregulierten Siedlerbewegung bei, wodurch diese unter staatliche Kontrolle geriet (Novy 1983, S. 22ff; Weihsmann 1985, S. 115ff).

Größeren gesetzlichen Handlungsspielraum erlangte die Stadtregierung dadurch, dass Wien 1922 ein eigenes Bundesland wurde, wobei diesem Machtzuwachs teilweise durch gezielte Maßnahmen seitens der reaktionären Bundesregierung entgegengewirkt wurde. Damit entwickelte sich Wien zu einer *Insel des Sozialismus*, auf die sich die Kräfte der Sozialdemokratie konzentrierten und wo Kämpfe um politische wie auch kulturelle Hegemonie geführt wurden (Weihsmann 1985, S. 15ff; Reinprecht 2012, S. 209). Die damalige Sozialdemokratie war tief im Austromarxismus verwurzelt und verfolgte ein umfassendes, gesamtgesellschaftliches Reformprogramm, das die Emanzipation der Arbeiter:innenklasse sowie die Herausbildung eines „neuen Menschen“ (Max Adler) zum Ziel hatte (Maderthaner 2019, S. 29). Das Programm zielte jedoch nicht auf den Umsturz kapitalistischer Produktionsverhältnisse ab, sondern fokussierte auf sämtliche Bereiche der Reproduktion. Neben tiefgreifenden Reformen im Bereich der Sozial-, der Gesundheits-, der Bildungs- und der Kunst- und Erziehungspolitik zeichnet sich die Sozialdemokratie des Roten Wiens vor allem durch ihre innovative Wohnungspolitik aus, deren Ruf ihr auch heute noch vorausseilt (Weihsmann 1985, S. 23f). Es fand eine Abkehr vom Ideal der ländlichen Kleinsiedlung hin zum urbanen kommunalen Hochbau statt. Dieses reduzierte das Wohnen jedoch nicht lediglich auf seine Funktion als Obdach, sondern begriff es als „soziale Praxis und Kulturform“ (Reinprecht 2012, S. 210), die baulich in den Gemeindebauten und -wohnungen verwirklicht werden sollte und somit nicht nur auf die Verbesserung des Lebensstandards der Arbeiter:innenschaft, sondern auch auf die „Zivilisierung und Hygienisierung der Massen, also auf die umfassende Hebung ihrer lebensweltlichen und sozialen, vor allem aber kulturellen Standards abzielte“ (Maderthaner 2019, S. 24). Damit einher ging jedoch nicht lediglich ein erzieherischer, sondern auch ein emanzipatorischer Anspruch: „Zu einem wesentlichen Teil ruhte die angestrebte Politik einer *Veralltäglichung der Revolution durch Evolution* auf den Säulen der sozialen Fürsorgepolitik und dies, vor allem des kommunalen Wohnbaus“ (ebd., S. 29). Das Leitbild des kommunalen Wohnbaus, der programmatisch auf die Verwirklichung einer proletarischen Wohnweise und -kultur (Blau 2012, S. 165) abzielte, lässt sich auf folgende Punkte zusammenfassen:

Primäres Ziel der Wohnbaupolitik war die *Versorgung der Arbeiter:innenklasse mit kostengünstigem und qualitativ hochwertigem Wohnraum*, womit *bauliche Mindeststandards* festgelegt wurden. Finanziert wurde der massenhafte Bau von Gemeindewohnungen aus den Mitteln der 1923 eingeführten, stark progressiv gestaffelten *Wohnbausteuer*, die vorrangig die Eigentümer:innen teurer Liegenschaften traf und somit eine gesellschaftliche Umverteilungswirkung hatte. Darüber hinaus kaufte die Stadt Boden auf, um diesem der Bau- und Grundstücksspekulation zu entziehen – tatsächlich war der Wohnbau in der Zwischenkriegszeit nahezu staatlich monopolisiert (Weihsmann 1985, S. 24ff). Über die 1922 gegründete Warentreuhand konnten Wiener:innen ebenfalls preisgünstige, „formschöne“ wie auch passende Möbel und Haushaltswaren erwerben sowie einrichtungsbezogene Beratungsleistungen in Anspruch nehmen, deren Ziel es war „das *allgemeine Wohnniveau*, vor allem der Arbeiterschaft, welche geringe Tradition, daher geringere Vorurteile als das Bürgertum hat, zu heben“ (Lihotzky 1924, S. 12; zit. nach: Blau 2012, S. 172 [Hervorhebung im Original]). Tatsächlich aber orientierte sich die Arbeiter:innenschicht in ihrer Einrichtung vornehmlich an kleinbürgerlichen Wohnstilen, was seitens der Reformen:innen abschätzig kommentiert wurde – die Herausbildung einer imaginierten, proletarischen Wohnkultur blieb aus (Blau 2012, S. 172ff).

Ebenso galt es, die Arbeiter:innenschaft an *Versorgungsstrukturen anzubinden*, was sich in der Errichtung von Kindergärten, Bädern, Kinderspielplätzen, Märkten, Mutterberatungsstellen oder Waschküchen in den Bauten zeigt. Darüber hinaus kennzeichnen Gemeindebauten große Höfe und Gartenanlagen – so durften maximal 50 % des Grundes bebaut werden –, die als *Gemeinschaftsfläche* dienen sollen. Ziel war die Förderung der „Haussolidarität“, also einer „gemeinschaftsorientierten Fortsetzung politischen Lebens“ (Weihsmann 1985, S. 48), die sich im gesamten Wohnhaus mitsamt der Freiflächen beziehungsweise auch grundlegend im Wohnviertel entwickeln sollte. Die im internationalen Vergleich sehr kleinen Wohnungen, in welchen sich kaum kollektive Wohn- und Lebensweisen verwirklichen ließen, sollten so davor bewahrt werden, zu einem bürgerlichen Refugium zu werden (ebd.).

Programmatisch wurde zwar an den sozialistischen Zielen der Rationalisierung der Hausarbeit, die mehr Zeit für politische Arbeit freiräumen sollte, wie auch der Befreiung der Frau festgehalten. Gleichzeitig wurden diese Aspekte so verkürzt, dass dies de facto in einer diesbezüglichen Verstetigung bürgerlicher Werte und Wohnkultur mündete. So orientierten sich Vorstellungen des Zusammenlebens der Sozialdemokratie vorrangig am *Ideal des kleinfamiliären Wohnens*, welches vor dem Hintergrund miserabler Lebensbedingungen der Eltern den besten Rahmen für eine „ordentliche Aufzucht“ ihrer Kinder darstelle, sowie dem hohen Stellenwert der Ehe. Geschlechtsspezifische Rollen wurden hier nicht in Frage

gestellt, ganz im Gegenteil: Die Frau hatte „für eine hygienisch und sozial ordentliche Erziehung sowie für ein erholsames Ambiente des Mannes zu sorgen“ (Häußermann/Siebel 2000, S. 137), was durch diverse belehrende und kontrollierende Fürsorgeinstanzen (wie die Mutterberatungsstellen) gestützt wurde. Auch die Aufnahme von Erwerbsarbeit war mit keinem nennenswerten Prestigegewinn oder einer Erhöhung des Einkommens verbunden, da Frauenlöhne bei gleicher Arbeit nur etwas mehr als die Hälfte jener der Männer betrugen. Verfestigt wurde die Rolle der Frau im Bereich der Reproduktion weiters durch den niedrigen Mietzins in Gemeindewohnungen, der die Verwirklichung des männlichen Versorgermodells ermöglichte und sie von der Notwendigkeit, beschwerliche Lohnarbeit in Fabriken aufzunehmen, befreite (Blau 2012, S. 184ff; Häußermann/Siebel 2000, S. 136ff). Indem sich reproduktive Tätigkeiten jedoch ein Stück weit auch in kommunale Bereiche verlagerten und nicht, wie in den Mietzinshäusern, in die häusliche Peripherie gedrängt wurden, wurden diese – und damit die Frau mitsamt ihren Aufgaben – sichtbarer. Wenngleich somit zwar geschlechterstereotype Rollenbilder durch die Leitbilder des kommunalen Wohnbaus nicht in Frage gestellt wurden, ermöglichten sie es den Frauen, stärker „in den privilegierten und äußerst sichtbaren und öffentlichen Bereich und in die kommunale Gemeinschaft von Hof und kollektivem Arbeitsplatz ein[zu]treten“ (Blau 2012, S. 194).

Mit dem Beginn des Austrofaschismus sowie der NS-Zeit wurde die progressive Wohnpolitik unterbrochen und obwohl 1947 erneut mit der Errichtung von Gemeindewohnungen begonnen wurde, wurde an die programmatische Ausrichtung der Zwischenkriegszeit nicht mehr angeknüpft. Dies liegt ebenfalls an sich verändernden strukturellen Rahmenbedingungen: Der nationale (korporatistische) Wohlfahrtsstaat der zweiten Republik hatte nicht mehr die Erschaffung eines neuen Menschen, sondern vielmehr die Absicherung breiter Bevölkerungsschichten sowie ihre Inklusion in das wohlfahrtsstaatliche System durch Erwerbsarbeit zum Ziel. Damit wurde der Gemeindebau zunehmend zur Wohnform der breiten Mittelklasse, der durch die industrielle und funktionelle Bauweise selbst zum Massenprodukt wurde: Um Baukosten zu senken, wurden vergleichsweise günstige Baumaterialien verwendet, auch Gemeinschaftsflächen wurden ausgespart. Im Gegenzug wurden Zugangsschwellen gesenkt, was sich beispielsweise auch gegenwärtig an den vergleichsweise hohen Einkommensgrenzen für den Bezug einer Gemeindebauwohnung zeigt, sowie eine Verteilung der Bauten durch alle Bezirke hinweg angestrebt, um Segregationsprozessen vorzubeugen. Auch heute wird somit dieser stadtplanerische Aspekt oft mit dem Ideal der *sozialen (Durch-)Mischung* assoziiert (Reinprecht 2012, S. 212f).

In weiterer Folge zog sich die Stadt als zentrale Akteurin des Wohnungsbaus graduell zurück und verlagerte ihre Aktivitäten auf die Subventionierung von Bauvorhaben, die jedoch nicht mehr in ihren Besitz übergingen, darunter auch Genossenschaftswohnungen mit Kaufoption

der Bewohner:innen (Reinprecht 2012, S. 206). Wenngleich nach dem Prinzip der Gemeinnützigkeit die Mieten lediglich kostendeckend, aber nicht profitorientiert angesetzt werden dürfen, trifft das auf die Preise des Baugrunds, welcher in den meisten Fällen nicht in öffentlicher Hand ist, nicht zu. Dieser ist mittlerweile zu einem attraktiven Investitionsobjekt geworden, und damit in den vergangenen Jahren von starken Preissteigerungen gekennzeichnet. Dadurch geraten gemeinnützige Bauträger unter größeren finanziellen Druck, wobei die Kosten teilweise durch hohe Genossenschaftsbeiträge an die Bewohner:innen weitergegeben und teilweise durch staatliche Unterstützung gedeckt werden (Kadi 2015, S. 254). Damit einher geht eine *Rekommodifizierung* (ebd.) und zunehmende Ausdifferenzierung des gemeinnützigen Wohnbausektors. Wenngleich sich die heutige Rolle des kommunalen Wohnbaus auch angesichts der starken, gesellschaftlichen Transformationen der vergangenen 100 Jahre, seit der Zwischenkriegszeit stark gewandelt hat, wird dieser dennoch häufig mit der Programmatik des Roten Wiens verknüpft und damit auch ein Stück weit idealisiert.

4 ZUR BEDEUTUNG DES WOHNENS

4.1 EIN QUANTITATIVER ÜBERBLICK

Während es für Österreich keine umfassenden Studien zur Bedeutung des Wohnens gibt, wurden in Deutschland, beginnend mit Alphons Silbermanns „Vom Wohnen der Deutschen“ (1963), in unregelmäßigen Abständen repräsentative Umfragen zum Wohnen, zum Wohnverhalten sowie zu wohnbezogenen Einstellungen durchgeführt. Das Wohnen wurde hierbei aus individuumszentrierter Perspektive als *Wohnerlebnis* beziehungsweise als „alltägliches Handeln“ (Harth/Scheller 2012, S. 8) begriffen, im Sinne einer „Auseinandersetzung der Menschen mit ihrer gebauten, materiellen, sozialen und symbolischen Umwelt“ (ebd., S. 196). Die auf die Erhebung in den 1960er Jahren folgenden Studien (Silbermann 1998; Harth/Scheller 2012) verstehen sich dezidiert als Wiederholungsstudien, woraus auch etwaige Veränderungen im Wohnverhalten als auch auf der Ebene von Einstellungen rekonstruiert werden sollen.

So sehen in der Studie von Anette Harth und Gitta Scheller (2012, S. 75ff) nahezu alle Befragten in Deutschland die Wohnung als Ort der Regeneration im Sinne eines Gegenpols zur Arbeit, aber auch als Ort, an dem man sich genauso verhalten könne, „wie einem danach ist“ – die Tatsache, dass die Wohnung weiterhin durchaus auch einen Ort der Erwerbs-, Haus- oder Sorgearbeit ist oder Rücksicht auf Haushaltsmitglieder oder Nachbar:innen genommen werden muss, wird hierbei ausgeblendet. Ebenso zentral sind die Bedeutungen der Wohnung als Refugium im Sinne eines Rückzugsortes vor störenden äußeren Einflüssen sowie als Ort der Zusammengehörigkeit, die jedoch vor allem auf die soziale Einheit der (Klein-)Familie beschränkt ist; es zeigt sich eine starke Innenorientierung beim Wohnen, die weiterhin dem von Häußermann und Siebel skizzierten Idealtypus entspricht. Gleichzeitig stellt der Wohnraum für rund drei Viertel der Befragten einen Ort der Selbstverwirklichung und Freiheit dar, vor allem im Vergleich zu anderen Lebensbereichen, wo das Verhalten stärkeren sozialen Zwängen unterworfen ist. Damit steht dieser Bedeutungsaspekt auch in keinem Widerspruch zu jenem der familiären Zusammengehörigkeit: Selbstverwirklichung findet durchaus mit und durch den engen Kontakt zur Familie statt. Darüber hinaus ist für rund zwei Drittel der Befragten die Wohnung als Ort für Freizeitaktivitäten sowie die Entlastung im Sinne einer funktionalen, pflegeleichten Einrichtung wichtig, dies steht auch mit dem Selbstverwirklichungsaspekt sowie dem Regenerations- und Rückzugsort in Verbindung. Im Gegenzug zu diesen eher nach innen orientierten Bedeutungsaspekten, die das Wohnen von Lebensbereichen wie Arbeit und Öffentlichkeit abgrenzen, sind solche, die nach außen gerichtet sind, nur mehr für gut die Hälfte der Befragten wichtig. Diese korrelieren auch durchaus miteinander: Für jene Personen, die besonders viel Wert auf die

Wohnung als Kommunikationsort legen – sei es indem guter und enger Kontakt zu den Nachbar:innen gepflegt wird oder Besuch im Sinne eines offenen Hauses gern gesehen ist – ist diese auch besonders häufig ein Statussymbol, es braucht für letzteres somit eine gewisse Öffentlichkeit. Wenngleich sich somit Bedeutungen des Wohnens in Deutschland innerhalb der vergangenen 60 Jahre nicht grundlegend gewandelt haben und nach innen orientierte Aspekte weiterhin sehr wichtig zu sein scheinen, lassen sich durchaus Veränderungen vermerken. Dies betrifft das zunehmende Eindringen von Öffentlichkeit ins Wohnen beziehungsweise die zunehmende Öffnung der Wohnung, die darüber hinaus das Erfordernis produziert, viele, bisweilen auch widersprüchliche Anforderungen im Wohnen zu vereinen. Harth und Scheller skizzieren diese Bedeutungsverschiebungen als Spannungsfelder, „wo vormals Gegensätzliches eher zusammenfließen kann“ (2012, S. 88). So ist beispielsweise die Bedeutung der Wohnung als Ort der Regeneration unangefochten hoch und wird in erster Linie durch die Abgrenzung von Erwerbsarbeit konstituiert, gleichzeitig dringt letztere zunehmend auch in den Privatbereich ein – in besonderem Maße seit der Corona-Pandemie mit der Normalisierung von Home-Office. Somit wird auch der Privatraum zu einem Bereich, der in sich stärker strukturiert werden muss, beispielsweise indem räumlich zwischen Arbeits- und Erholungsbereichen getrennt wird, und eine stärkere Selbstdisziplinierung erfordert. Darüber hinaus zeigt sich diese Öffnung auch in Hinblick auf die Bedeutung der Wohnung als kleinfamilialen Rückzugsort: Die Kultivierung eines solchen Zusammengehörigkeitsgefühls hat abgenommen bei einer gleichzeitigen, deutlichen Öffnung der Wohnung als Ort für Zusammenkünfte mit Nachbar:innen, Bekannten und Freund:innen. Gleichzeitig zeigt sich, dass im Rahmen solcher Öffnungen – vor allem, was die Nachbarschaft betrifft – anderweitig Schwellen errichtet werden, beispielsweise indem mehr oder weniger bewusst auf eine lebensstil- und statusähnliche Zusammensetzung der Personen in der unmittelbaren Wohnumgebung geachtet wird (siehe auch Häußermann/Siebel 2000, S. 320f). Besonders offenbar wird dies bei Wohnformen wie Baugruppen, die einerseits die Gemeinschaftlichkeit hervorstreichen, aber auch über Auswahlverfahren verfügen, um eine gute Passung beim Zusammenwohnen zu gewährleisten. Wenngleich nun vermehrt ein größerer Personenkreis in die Wohnung gelassen wird und somit der Privatraum ein Stück weit ausgedehnt wird, erfolgt dies selektiv und selbstbestimmt. Schließlich skizzieren sie ein letztes Spannungsfeld, und zwar jenes der Statusrepräsentation und Selbstentfaltung. Obwohl die Bedeutung der Wohnung als Statussymbol abgenommen und im Gegenzug ihre Bedeutung als Ort der Selbstverwirklichung zugenommen hat, handelt es sich hierbei nicht um zwei entgegengesetzte Pole. Denn letzte dient, wie auch die Arbeiten von Bourdieu zeigen, durchaus als Mittel der Distinktion (Bourdieu 2018 [1982]) und tatsächlich zeigt sich auch in den Daten, dass

Selbstverwirklichung vor allem für statushohe Milieus besonders wichtig ist (Harth/Scheller 2012, S. 92).

4.2 WOHNEN ALS BEWÄLTIGUNGSPRAXIS

Qualitative soziologische Arbeiten hingegen nehmen vielmehr spezifische Wohnarrangements oder das Wohnen in bestimmten Lebensphasen sowie die Bedeutung, die diesen zugeschrieben werden, in den Fokus. So gibt es Forschungen zum (Alleine-)Wohnen von Frauen (Löw 1994; Harth 2010), multilokalen Wohnen (Hilti 2013; Reuschke 2010), Wohnen von Geflüchteten (Arouna et al. 2020), Wohnen im Alter beziehungsweise in betreuten Settings (Günther-Luckow 2017; Krasemann 2017; Schlembach et al. 2024), diversen Formen gemeinschaftlichen Wohnens (Beck 2021; Rogojanu 2019), zum Mit-Wohnen bei anderen (Béguin/Lévy-Vroelant 2012; Scheucher 2016) sowie in spezifischen sozialen Räumen oder Siedlungen (z.B. in der Mautner-Markhof-Siedlung in Wien bei Gozzer 2016), um nur einige der aktuellen Arbeiten im deutschsprachigen Raum zu nennen. Die Bedeutung des Wohnens wird mittels biografischer Interviews im unmittelbaren lebensweltlichen Kontext rekonstruiert, ebenso wird auch mit ethnographischen Methoden gearbeitet, um die räumliche wie auch leiblich-emotionale Dimension des Wohnens erfassen zu können. Ohne an dieser Stelle im Detail auf die Ergebnisse eingehen zu können, da sich diese bisweilen auf sehr spezifische Kontexte beziehen, möchte ich hier einige zentrale Bedeutungsdimensionen des Wohnens skizzieren, die sich durch die Studien ziehen.

So wird das Wohnen grundlegend als gestaltende Praxis oder Handeln begriffen, dessen Bedeutung oder Ausformung im Sinne eines spezifischen Wohnarrangements mitunter auch subjektive Bewältigungsstrategien darstellen können. Wohnweisen, die aus der Norm des vor allem kleinfamiliären Wohnens fallen, wie das Alleinwohnen von Frauen in den 1990ern (Löw 1994), multilokales Wohnen (Hilti 2013) das Wohnen bei Dritten (Béguin/Lévy-Vroelant 2012; Scheucher 2016) sowie gemeinschaftliche Wohnformen (hier vor allem Beck 2021) werden im Kontext sich verändernder gesellschaftlicher Rahmenbedingungen als eigensinniges Handeln gedeutet. So stellen diese häufig nicht lediglich eine Notlösung dar, sondern sind vielmehr kreative Umgangsformen mit als herausfordernd wahrgenommenen, lebensweltlichen Situationen, beispielsweise aufgrund individueller Brüche oder angesichts zunehmender, struktureller Unsicherheiten und Belastungen in der Erwerbsarbeits-sphäre, dem sozialen und familiären Umfeld oder am Wohnungsmarkt.

Martina Löw rekonstruiert mittels biographischer Interviews die Bedeutung des Wohnens für alleinwohnende Frauen, wobei sie diese als zentrale Akteur:innen des soziokulturellen Wandels begreift, der sich in ihrem Lebensentwurf, alleine zu wohnen, abzeichnet (Löw

1994, S. 41). Vor dem Hintergrund einengender und widersprüchlicher, geschlechtsspezifischer Rollenzuschreibungen und -erwartungen, die vor allem im kleinfamilialen Wohnen manifest werden, ist die eigene Wohnung für diese Frauen *der Ort* der Selbstverwirklichung und damit ein „wichtiger Bestandteil weiblicher Individuation und Emanzipation“ (ebd., S. 111). Das Alleinwohnen wird hier nicht als Übergangslösung (beispielsweise, wenn gegenwärtig keine Partnerschaft besteht), sondern als selbst gewählte Lebensform gefasst, die es erlaubt, mit den Mehrfachbelastungen, denen die Frauen qua Geschlecht ausgesetzt sind, umzugehen. Die eigene Wohnung wird als Teil des Selbst, gar als Teil des Körpers gesehen, die einerseits ein Schutzwall ist und durch das Vorhandensein der eigenen Dinge Sicherheit und Geborgenheit vermittelt, aber auch die Freiheit bietet, sich ohne Rücksicht nehmen zu müssen, auszudrücken und vor den Anforderungen, die von Anderen, sei es im Beruf, aber auch in der Partnerschaft oder engen (Fürsorge-) Beziehungen, herangetragen werden, zurückzuziehen. Oft handelt es sich bei der Wohnung um den einzigen Raum, den die Frauen als ihren „eigenen“ wahrnehmen. Dieser bildet für sie die Voraussetzung für eine autonome Lebensgestaltung, engt aber auch insofern ein, als dass das Alleinwohnen eine bedeutend höhere Wohnkostenbelastung darstellt, somit finanzielle Unsicherheit herstellt oder auch die Verwirklichung von Wohnwünschen erschwert (ebd., S. 101ff). Damit reflektiert die Studie nicht nur Veränderungen des Geschlechterverhältnisses sowie Ambivalenzen und Widersprüche des bürgerlichen Familienideals, sondern streicht vor allem die aktive Rolle der Frauen in der Bewältigung ebendieser hervor.

Ebenso begreift Annette Harth, deren Forschung ebenfalls in den 1990er Jahren durchgeführt wurde, sich ausdifferenzierende Wohnweisen von Frauen in der ehemaligen DDR als Reaktionsweisen auf neue Problemlagen nach der Wende, wobei sie hier auch stärker Veränderungen ihrer sozialen Lage in ihre Analysen miteinbezieht. Wenngleich die Bedeutung des Wohnens als *Ort der individuellen Selbstentfaltung* bei allen Frauen ausgeprägt ist, zeigt sich diese in besonderer Art und Weise bei ökonomisch gut gestellten und karriereorientierten Frauen, die viel Geld, Zeit und Energie in ihre Wohnung oder idealweise das Eigenheim investieren, und es sich damit „durch Gestaltung einverleiben“ (Harth 2010, S. 141). In Anbetracht der von Löw thematisierten Mehrfachbelastung von vor allem Müttern durch Erwerbsarbeit und familiäre Pflichten, die durch eine (Re-)Traditionalisierung der häuslichen Arbeitsteilung verstärkt wurde, steigt die Bedeutung des Wohnens als *Ort der Entlastung von Haushaltstätigkeiten*, indem diese ausgelagert werden oder praktische Wohnungsausstattungen wie auch eine gute infrastrukturelle Anbindung an Wert gewinnen. Eine alternative Handlungsstrategie ist aber eine ausschließliche *Familienorientierung*, die in der Form auch erst nach der Wende ermöglicht wird: Diese wird von den Frauen aber nicht als erzwungener Ausschluss von der Sphäre der Erwerbsarbeit begriffen, sondern vielmehr als bewusste Entscheidung, die es ihnen erlaubt, ihr Engagement auf ein

Feld zu fokussieren. Schließlich wird für jene Frauen, die angesichts ihres Alters oder niedrigen Qualifikationen nur mehr geringe Chancen am Arbeitsmarkt haben und somit einen starken Statusverlust erleiden, das Wohnen zu einem zentralen Lebensbereich, in dem Bedürfnisse nach Sozialkontakt, Unterstützung und Sicherheit, die vormals im Erwerbsleben befriedigt wurden, *kompensiert* werden (Harth 2010, S. 140ff).

Auch Sylvia Becks Analyse der lebensweltlichen Bedeutungen, die gemeinschaftlichen Wohnformen zugeschrieben werden, wird deutlich, dass im Wohnen vor allem „als widersprüchlich erfahrene (Wohn-)verhältnisse, aber auch strukturelle Unsicherheiten kollektiv ausgehandelt und gestaltet werden“ (Beck 2021, S. 341). Im (gemeinschaftlichen) Wohnen werden diverse Anforderungen des alltäglichen Lebens, aber auch die problematischen Verhältnisse am Wohnungsmarkt bewältigt, es entstehen Handlungsspielräume, die es erlauben, materielle wie emotionale Wohnsicherheit und Zugehörigkeit zu erleben, den Alltag sinnvoll zu gestalten und sich zu verorten (ebd.). Dies geschieht vor allem durch Prozesse der Aneignung, die durch persönliche Bedürfnisse mitmotiviert sind und strukturelle, soziale und örtliche Zusammenhänge des Wohnens mit Bedeutung versehen, die damit „biographisch passend“ (ebd., S. 283) gemacht werden. Im Kontext der Entstandardisierung von Lebensläufen und der neuen Wohnungsfrage begreift Beck gemeinschaftliches Wohnen als kollektive, widerständige Praxis, die sich vor allem dem im Idealtypus enthaltenen Normalitätsvorstellungen widersetzt, aber auch alternative Wohnarrangements produziert beziehungsweise zur Diskussion stellt. Entgegen dem Konstrukt „Wohnen als Ware“ wird es als Gemeinwohl konzipiert und gesichert, damit einhergehend wird mittels der (halb-)öffentlich und flexibel genutzten Flächen die Funktionstrennung, aber auch die Privatisierung und Reduktion auf die Kleinfamilie im Wohnen hinterfragt (ebd., S. 287).

Schließlich bedürfen auch Wohnarrangements wie das multilokale Wohnen und das Wohnen bei Dritten eines differenzierten Blicks, da die dahinterliegenden Wohnpraktiken von einer großen Diversität gekennzeichnet sind. Grundlegend bezeichnet ersteres das Wohnen an unterschiedlichen Orten, während unter (Mit-)Wohnen bei Anderen das temporäre Wohnen vor allem junger Personen zur Untermiete verstanden wird, die sich von der klassischen Wohngemeinschaft dadurch unterscheidet, dass Haupt- und Untermieter:in, was diverse Aspekte der Verfügung und Nutzung des Wohnraums betrifft, nicht gleichberechtigt sind. Oft handelt es sich auch um Mietverhältnisse, die informell geregelt werden, das heißt mietvertraglich nicht abgesichert sind und in welchen bisweilen auch Gegenleistungen in Form von nichtmonetären Unterstützungsleistungen erbracht werden. So kann das multilokale Wohnen als Ausdruck eines selbstgewählten, hochmobilen Lebensstils verstanden werden, aber ebenso eine als notwendig erachtete Übergangslösung, um

berufliche Ziele zu erreichen, ohne hierbei jedoch das gewohnte Umfeld und dortige Bezüge für diesen Zeitraum komplett aufzugeben – in dem Sinne kann es somit auch eine „Strategie [darstellen], sich mitunter strapaziösen gesellschaftlichen Mobilitätsansprüchen ein Stück weit zu verweigern“ (Hilti 2013, S. 250). Ebenso wäre es verkürzt, das Wohnen bei Dritten exklusiv unter dem Gesichtspunkt eines prekären oder ungesicherten Wohnens als Ausdruck der gegenwärtigen Wohnungsnot sowie der begrenzten Möglichkeiten für junge beziehungsweise sich in Ausbildung befindliche Menschen, Wohnraum zu finanzieren, zu verhandeln. Wenngleich die Wohnsituationen bisweilen durch einen hohen Grad an Vulnerabilität sowie durch ein hohes Machtgefälle gekennzeichnet sind und tatsächlich häufig ein Provisorium darstellen, handelt es sich ebenso um eine „Option unter vielen“ (Béguin/Lévy-Vroelant 2012, S. 74) und damit um eine Entscheidung, die durch die Abwägung positiver wie negativer Konsequenzen getroffen wurde. So handelt es sich um eine Wohnform, die angesichts seiner leichten Zugänglichkeit, seiner geringen Kosten sowie Flexibilität durchaus auch Vorteile bietet: Sie kann jungen Menschen ohne finanziellen Rückhalt, insbesondere wenn sehr günstige Mieten verlangt werden oder ein Teil durch Unterstützung im Haushalt erbracht wird, bestimmte Ausbildungswege erst ermöglichen, eine flexible und temporäre Zwischenstation im Rahmen von individuellen (Um-)orientierungsprozessen, darstellen, aber auch insbesondere junge Menschen im Übergang begleiten. Das Mitwohnen bei Dritten kann somit zu einem Setting werden, in dem gemeinschaftliche Wohnformen erprobt, aber auch eine eigenständige Haushalts- und Lebensführung eingeübt werden kann (ebd., S. 72ff; Scheucher 2016, S. 225ff).

4.3 EIN BLICK IN DIE ENGLISCHSPRACHIGE DEBATTE: THE MEANING OF HOME

Angesichts der Tatsache, dass sich der Begriff des Wohnens nicht 1:1 ins Englische übertragen lässt und in der Alltagssprache häufig mit *live* gleichgesetzt wird, wird seine Bedeutung in der englischsprachigen Literatur vor allem unter dem Gesichtspunkt von *the meaning of home* verhandelt. In einem geringen Ausmaß beziehen sich Forschungsarbeiten auf *housing* beziehungsweise *dwelling*, wobei bei ersterem das Wohnen mit dem Gehäuse gleichgesetzt wird, während zweite eine Doppeldeutigkeit enthält, in dem sich *dwelling* einerseits auf die Praxis des Wohnens, aber ebenso auf seine physische Grundlage, also Bauten im weitesten Sinne, bezieht. Forschungen zur Bedeutung von *dwelling*, das in dieser Doppeldeutigkeit in einer sozialkonstruktivistischen Perspektive konzipiert ist, scheint es jedoch nicht zu geben. Im Gegenzug sollen die Begriffe *home-making* (Blunt/Dowling 2022) beziehungsweise *hom-ing* (Boccagni/Kusenbach 2020, S. 597) die praktische Dimension der Konstruktion von *home* hervorheben, worunter vor allem Prozesse der affektiven wie auch materiellen Raumanneignung sowie des Erlebens verstanden werden, die auf die Verwirklichung eines in besonderem Maße normativ aufgeladenen und idealisierten

Verhältnisses zur Welt abzielen. Damit erinnern diese Konzeptionen durchaus auch an Hasses phänomenologisches Konzept der Verräumlichungspraxis (siehe Kapitel 2.1.): So begreifen Alison Blunt und Robyn Dowling *home* als „spatial imaginary: a set of intersecting and variable ideas and feelings, which are related to context, and which construct places, extend across spaces and scales, and connect places” (Blunt/Dowling 2022, S. 2).

Die Debatten und Theoretisierungen von *home* sind mindestens genauso breit und divers wie jene des Wohnens. So schreibt Shelley Mallett (2004) in ihrer umfassenden Analyse interdisziplinärer theoretischer wie empirischer Konzeptionalisierungen zur Bedeutung von *home*:

„Clearly the term home functions as a repository for complex, inter-related and at times contradictory socio-cultural ideas about people’s relationship with one another, especially family, and with places, spaces, and things. It can be a dwelling place or a lived space of interaction between people, places, things; or perhaps both. The boundaries of home can be permeable and/or impermeable. Home can be singular and/or plural, alienable and/or inalienable, fixed and stable and/or mobile and changing. It can be associated with feelings of comfort, ease intimacy, relaxation and security and/or oppression, tyranny and persecution. It can or can not be associated with family. Home can be an expression of one’s (possibly fluid) identity and sense of self and/or one’s body might be home to the self. It can constitute belonging and/or create a sense of marginalisation and estrangement. Home can be given and/or made, familiar and/or strange, an atmosphere and/or an activity, a relevant and/or irrelevant concept. It can be fundamental and/or extraneous to existence. Home can be an ideological construct and/or an experience of being in the world. It can be a crucial site for examining relations of production and consumption, globalisation and nationalism, citizenship and human rights, and the role of government and governmentality. Equally it can provide a context for analysing ideas and practices about intimacy, family, kinship, gender, ethnicity, class, age and sexuality. Such ideas can be inflected in domestic architecture and interior and urban design.“ (Mallett 2004, S. 84).

Ohne an dieser Stelle weiter in die Diskussion einzusteigen und diese wiedergeben zu können, möchte ich an hier auf Arbeiten eingehen, die *home* als ein multidimensionales Konstrukt begreifen, das sich aus unterschiedlichen Bedeutungen zusammensetzt und die versuchen, generalisierte Bedeutungsdimensionen zu rekonstruieren.

Carole Després fasst die empirisch geäußerten Bedeutungsgehalte auf Grundlage einer Zusammenschau von Forschungen unterschiedlicher Disziplinen der 1970er und 1980er Jahre im nordamerikanischen Kontext wie folgt zusammen: *home as security and control, home as reflection of one’s ideas and values, home as acting upon and modifying one’s dwelling, home as permanence and continuity, home as relationships with friends and family, home as center of activities, home as a refuge from the outside world, home as indicator of personal status, home as material structure, home as a place to own* (Després 1991, S. 97ff). Auf dieser Grundlage diskutiert sie unterschiedliche, theoretische Betrachtungsweisen (territoriale, (sozial-)psychologische und phänomenologische) und plädiert in weiterer Folge für einen interdisziplinären Zugang zur Bedeutung von *home*, der ebenso soziokulturelle Begebenheiten inkludiert:

„As suggested in these integrative theoretical models, the study of meaning in the built environment needs to go beyond identifying personal or societal meanings. An interpretative home should include an understanding of home first, as material reality, which its structural formal properties; second, as a perceived and experienced reality; and third, as a societal entity influenced by ideological, political, and economic forces. Personal, shared or society-wide values, attitudes, meanings, and experiences about the home are rooted in the interplay of individual, spatial, and societal forces as they merge in individual daily actions and practices.” (Després 1991, S. 108)

Damit begreift sie die Bedeutung von *home* grundlegend als sozial konstruiert und – indem von Machtverhältnissen durchzogen – auch ideologisch geprägt, gleichzeitig sind diese durch räumlich-materielle Gegebenheiten sowie die Art und Weise, die diese beziehungsweise die soziale Wirklichkeit als gesamtes, erlebt und wahrgenommen werden, beeinflusst.

Genauso wie Després fasst Peter Somerville *home* als soziales Konstrukt, das sich einerseits aus gelebter Erfahrung und ihrer affektiven Dimension, wie auch idealisierten (und damit auch ideologischen) Kognitionen zusammensetzt. Er nähert sich der Bedeutung von *home* über das Konzept *homelessness* und skizziert folgende Bedeutungsdimensionen: *Shelter* meint die Unterkunft sowie die physisch-materielle Dimension von *home*, die vor allem Sicherheit und Schutz vermittelt – gewissermaßen das Dach über dem Kopf. Davon abgegrenzt ist *abode*, das abstrakter das Vorhandensein eines (mehr oder weniger fixierten) Ortes, der die Möglichkeit eines Verbleibens bietet, wobei dieser nicht zwingend an die Materialität eines Hauses gebunden sein muss. Während unter *hearth* die physiologisch wahrgenommene Wärme und Gemütlichkeit von *home* verstanden wird, bezeichnet *heart* emotionale Sicherheit und Wohlbefinden, welches vor allem über ein wertschätzendes, unterstützendes, sicheres und stabiles (vorrangig soziales) Umfeld konstituiert wird. *Privacy* meint Privatheit, die vordergründig über territoriale Grenzziehungen und damit einhergehender Ausschlüsse anderer Personen hergestellt wird. Der Aspekt der Verwurzelung wird unter *roots* gefasst, die Identitätsprozesse wie auch ein grundlegendes Gefühl der Zugehörigkeit und eines sinnhaften „In-der-Welt-Seins“ beinhalten. Über all diesen Dimensionen steht schließlich *paradise*, das vor allem idealisierte Vorstellungen von *home* umfasst, die sich prinzipiell in allen anderen Bedeutungsdimensionen zeigen können, aber nicht auf diese beschränkt ist. Diese werden von ihm als vorläufige, somit weder als distinkte, noch als erschöpfende Kategorien konzipiert und sind ebenfalls in ihrer sozialen Bedingtheit zu analysieren (Somerville 1992, S. 532).

5 METHODISCHES VORGEHEN

Wie bereits in der Einleitung angedeutet, möchte ich mit dieser Masterarbeit an die Ergebnisse des Projekts „Aus-geschämt: Entstigmatisierung Wohnungslosigkeit“ (Reinprecht/Kachapova 2021) anknüpfen, wenngleich auch mit einer Problemverschiebung. Ziel des vom Dachverband Wiener Sozialeinrichtungen in Auftrag gegebenen Projektes stellte die Entwicklung von Strategien für einen nicht-beschämenden und nicht-stigmatisierenden Umgang mit dem Thema und den von Wohnungslosigkeit betroffenen Menschen dar. Hierfür wurde ein mehrstufiges Forschungsdesign entwickelt, das neben partizipativen Workshops und Gruppendiskussionen auch individuelle, an das Laddering-Verfahren angelehnte Interviews beinhaltete, mit dem Ziel, dem Wohnen zugrundeliegende Wertestrukturen zu ermitteln. Über das bereits durchgeführte, inhaltsanalytische Analyseverfahren hinaus, das zeigte, dass im Wohnen vor allem die Werte Freiheit, Sicherheit und Geborgenheit verwirklicht werden sollten (siehe Reinprecht/Kachapova 2021, S. 32ff), möchte ich nun mittels einer Deutungsmusteranalyse nach Carsten Ullrich (2020) auf Grundlage dieser Interviews jene Wissensbestände rekonstruieren, die die Bedeutung des Wohnens prägen.

5.1 LADDERING-INTERVIEWS

Um tieferliegende individuelle Wertemuster der Bedeutung des *Wohnens* zu ergründen, wurde auf das Laddering-Verfahren (Reynolds/Gutman 1988) zurückgegriffen. Dabei handelt es sich um eine Interviewtechnik, die durch ein verengendes, auf Begründungen und Rechtfertigungen abzielendes Nachfragen dazu dient, Handlungsmotivationen auszuloten, die individuellen Präferenzen und Einstellungen zugrunde liegen. Diese sind jedoch zumeist nicht im bewussten Wissensvorrat abgespeichert, sondern werden – unterstützt durch die:den Interviewer:in – assoziativ erkannt. Hierfür werden die interviewten Personen am Anfang des Gesprächs vor eine Entscheidungssituation gestellt, auf deren Grundlage (antizipierte) Konsequenzen abgeleitet und schließlich zugrundeliegende Wertestrukturen ergründet werden sollen, welche grafisch anhand von Laddering-Pfaden dargestellt werden.

Diese Interviewform liegt die *means-end-chain-theory* (Gutman 1982) zugrunde, ein sozialpsychologisches Modell, das vor allem in der Konsument:innenforschung eingesetzt wird, und das davon ausgeht, dass hinter (Kauf-)Entscheidungen hierarchisch organisierte Motivations- beziehungsweise Bedeutungsstrukturen stehen. Hierbei wird angenommen, dass für das Treffen einer Wahl aus einer Reihe Gegenständen, Objekten, Phänomenen oder Aktivitäten, diesen aus Gründen der Komplexitätsreduktion spezifische, einander unterscheidende Eigenschaften (*means*) zugeschrieben werden. Diese werden auf Grundlage von Erfahrungswissen mit positiven oder negativen Konsequenzen

(consequences) verknüpft, die schließlich dazu dienen, gewünschte Zustände respektive Werte (ends) zu verwirklichen – und stellen die bedeutsamste Handlungsmotivation beziehungsweise -grundlage dar (Gutman 1982, S. 60). Die sich daraus ergebende Beziehung wird mittels einer *means-end-chain* respektive *Ladder* visualisiert. Anschließend werden diese *Ladders*, in einer *Hierarchical-Value-Map* verdichtet, sodass auch etwaige Querverbindungen zwischen Handlungsmotivationen sichtbar werden – siehe Abbildung 2 (Reynolds/Gutman 1988, S. 19).

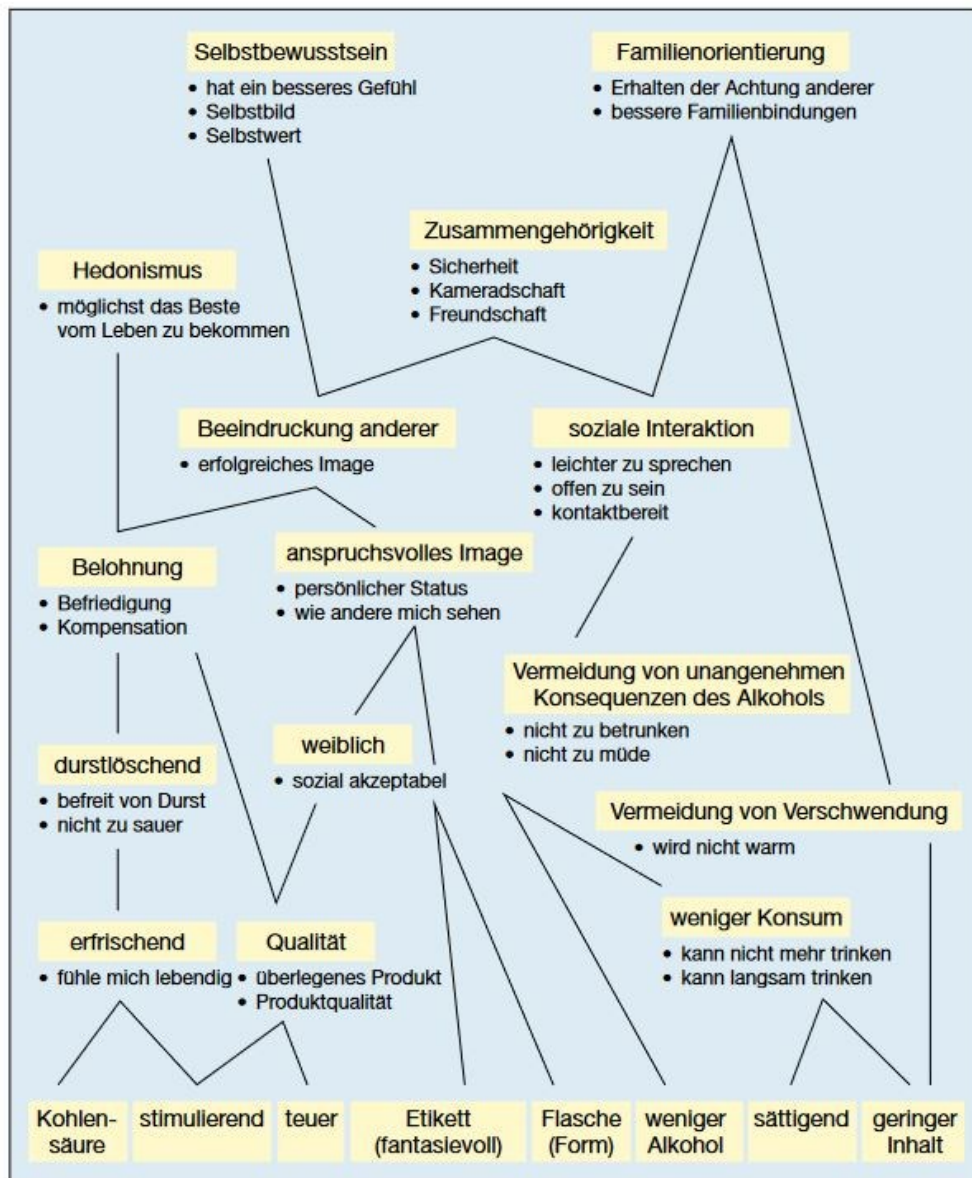


Abbildung 2: Hypothetisches Beispiel einer Hierarchical-Value-Map (Produkt: Weinmischgetränk),
Quelle: Kroeber-Riel/Gröppel-Klein 2019, S. 175 nach Reynolds/Gutman 1988, S. 19.

Die das Laddering-Interview auszeichnende Nachfragetechnik beruht vor allem auf der wiederholten Evokation von Begründungen im Sinne eines „Warum ist Ihnen das wichtig?“,

wodurch, wie auf einer Leiter, tiefere Bewusstseinsstrukturen „erklommen“ werden sollen. Dem zugrunde liegt vor allem die aus der Kognitionspsychologie rührende Vorstellung, die von den Begründern Thomas J. Reynolds, Jonathan Gutman und Jerry C. Olson vertreten wird, dass es sich hierbei um ein Abbild eben jener hierarchisch geordneten, kognitiven Strukturen handelt. Gemäß der Annahme eines rational handelnden Individuums, wird davon ausgegangen, dass, sobald diese Strukturen aufgedeckt werden, menschliches Handeln und Verhalten kausal erklärt und damit auch vorausgesagt werden kann (Gutman 1982; Botschen et al. 1999, S. 39; Olson/Reynolds 2001; Grunert/Grunert 1995, S. 214). Problematisch ist daran zweifelsfrei, dass Individuen auch durch diese Nachfragetechnik sich der Gründe ihres Handelns nicht zwingend bewusst werden müssen, insbesondere, wenn es sich um Wissen handelt, das aufgrund seines hohen Grades an Internalisierung respektive Routinisierung kaum hinterfragt wird und darüber hinaus, wie im Rahmen von Giddens' Strukturierungstheorie dargelegt (siehe Kapitel 2.3.), auch unerkannte Handlungsbedingungen und -folgen auf dieses einwirken. Des Weiteren setzt diese Interviewform einen sehr hohen Grad an Reflexionsfähigkeit seitens der interviewten Personen voraus und die Bereitschaft, besonders intime Einblicke in die eigene Handlungsmotivationen zu gewähren – gerade aufgrund der sehr fokussierten Nachfragetechnik birgt diese Methode die große Gefahr der Evokation sozial erwünschter Antworten beziehungsweise einer starken Einflussnahme von Interviewer:innen. Angesichts dieser Problematik habe ich mich schließlich dafür entschieden, meinen Fokus auf die Rekonstruktion von Deutungsmustern zu legen, da es mir nicht darum geht, die „wahren“ Beweggründe für das Handeln zu ergründen, sondern vielmehr jene Vorstellungen, die es sozial legitimieren (näheres im Folgekapitel). Ähnlich wie bei den kognitionspsychologischen Annahmen handelt es sich bei Deutungsmustern um handlungsleitende Strukturen, die implizit in unserem Wissensvorrat abgespeichert sind und in Situationen schnell abgerufen werden können, um handlungsfähig zu bleiben. Der Vorzug der Laddering-Methode liegt jedoch darin, dass mittels einer sehr effizienten Interviewtechnik auf Basis einer inhaltsanalytischen Auswertung Wissensstrukturen sehr anschaulich abgebildet werden können. Darüber hinaus fokussiert sie vornehmlich auf den Aspekt eines zu lösenden Problems und dringt relativ rasch auf die Ebene der Werte beziehungsweise Wertstrukturen vor (siehe Botschen et al. 1999, S. 41).

Die erste Herausforderung bei der Umsetzung der Interviews lag darin, zu definieren, welche Aspekte des Wohnens als Grundlage für die Laddering-Pfade herangezogen werden sollen. Um dem assoziativen Charakter der Interviewform Rechnung zu tragen, ohne jedoch die Gesprächspartner:innen in ihren Relevanzsetzungen einzuschränken, wurde anfänglich mit abstraktem Bildmaterial gearbeitet, das eine Vielzahl an unterschiedlichen Interpretationen zulässt. Die Teilnehmer wurden gebeten, aus einer Auswahl von sechs Gemälden oder künstlerischen Fotografien dasjenige auszuwählen, das ihre Gedanken zum Thema Wohnen

am besten widerspiegelt, es in weiterer Folge zu beschreiben und ihre Wahl zu begründen. Obwohl die Gespräche allesamt sehr unterschiedliche Verläufe nahmen, zeichneten sich über die Gemeinsamkeit aus, dass diese schnell eine sehr persönliche Ebene erreichten: So wurde häufig auf einschneidende biografische Erfahrungen wie schwere Erkrankungen Bezug genommen, Präferenzen wurden mit sehr spezifischen sozialisationen und familiären Prägungen verbunden und einige Teilnehmer:innen äußerten im Nachgang, dass sie sich gar an ein therapeutisches Gespräch erinnert fühlten (Reinprecht/Kachapova 2021, S. 29). Dies verunmöglichte eine inhaltsanalytische Auswertung von kollektiven Wissensbeständen, die auf der Ebene handlungsleitender Wertvorstellungen angesiedelt waren, zudem führte das auch zu teilweise unangenehmen Situationen und einem Interviewabbruch, da die Teilnehmenden zwar in ihrer Rolle als Expert:innen adressiert wurden, nun aber den Eindruck hatten, sehr persönliche Einblicke in ihr Privatleben geben zu müssen.

Daher wurde nach der Durchführung von vier Interviews beschlossen, den Verlauf der Gespräche durch einen abgeänderten Einstieg stärker zu strukturieren. Anstelle der Bilder bildeten nun klar definierte Aspekte des Wohnens den Ausgangspunkt für die Entwicklung von Ladderingpfaden. Konkret wurden die interviewten Personen darum gebeten, aus 18 unterschiedlichen Wohnpräferenzen beziehungsweise -bedürfnissen jene drei auszuwählen, die für sie die wichtigsten beim Wohnen seien. Die Auswahl spiegelt unterschiedliche Dimensionen der Bedeutung und Funktion des Wohnens wider und wurde aus quantitativen Fragebatterien und vorangegangenen Forschungen des Projektleiters zu Wohnvorstellungen und -bedürfnissen übernommen (Reinprecht/Kachapova 2021, S. 30):

- *Das Gefühl der Geborgenheit, bei sich zu Hause zu sein*
- *Raum für Aktivitäten mit der Familie und Freunden*
- *Eine gute Nachbarschaft (soziales Umfeld)*
- *Ein Dach über dem Kopf zu haben*
- *Moderne Ausstattung (Technik am neuesten Stand)*
- *Ordnung (dass alles seinen Platz hat)*
- *Das Gefühl der Freiheit, tun und lassen zu können, was ich will*
- *Einen Ort des Rückzugs und der Intimität*
- *Einen Ort, in dem meine Kinder gut aufwachsen können*
- *Nähe zum Stadtzentrum*
- *Eine Wertanlage*
- *Dekorative Einrichtung*
- *Gute Wohngegend*
- *Eine Wohnung zu haben, die meiner sozialen Stellung entspricht*
- *Nähe zu meinem Arbeitsplatz*
- *Ruhe und Naturnähe*
- *Eine offene Tür (Möglichkeit, Gäste zu empfangen)*

Anschließend sollten die Teilnehmer:innen begründen, warum ihnen die von ihnen ausgewählten Aspekte des Wohnens wichtig seien, ebenso wurden sie dazu aufgefordert, abstrakte Konzepte wie Freiheit, Geborgenheit oder Sicherheit zu beschreiben und somit dahingehende Bedeutungsdimensionen zu erläutern. Darüber hinaus hatten die interviewten Personen am Ende des Gesprächs die Möglichkeit, auch weitere Wohnpräferenzen zu thematisieren, sei es aus der Liste an den vorgeschlagenen Items, aber auch frei assoziiert. Auch bei diesen wurde mit der an der Laddering-Methode orientierten Nachfragetechnik verfahren. Die Adaption des Verfahrens führte zu einer merklichen Entspannung der Interviewsituation und ermöglichte auch klare Ausgangspunkte für die Ableitung von Laddering-Pfaden, die in folgenden Grafiken abgebildet wurden (ebd. S. 32f).

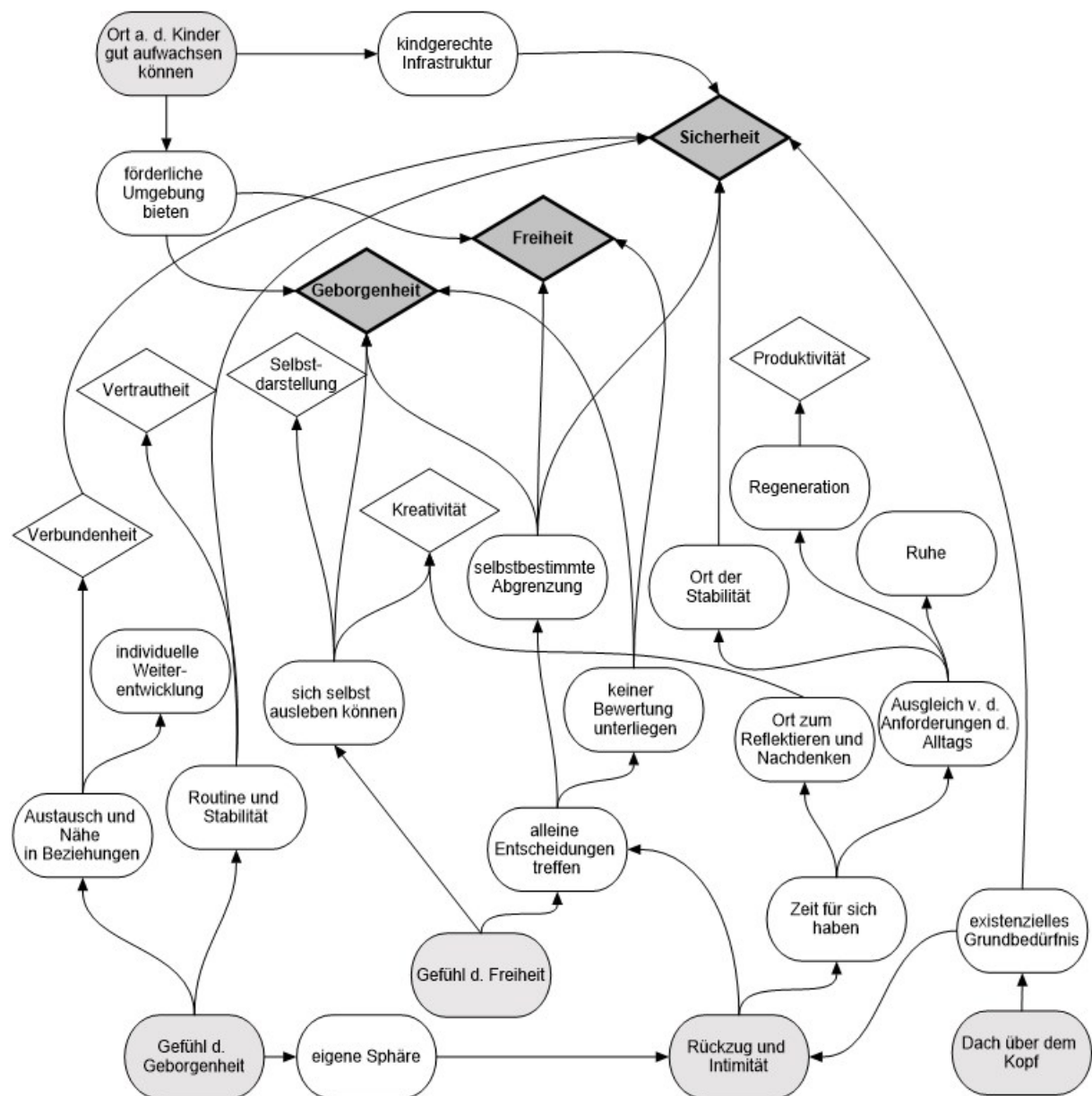


Abbildung 3: Laddering-Pfade zur Bedeutung des Wohnens, eigene Darstellung

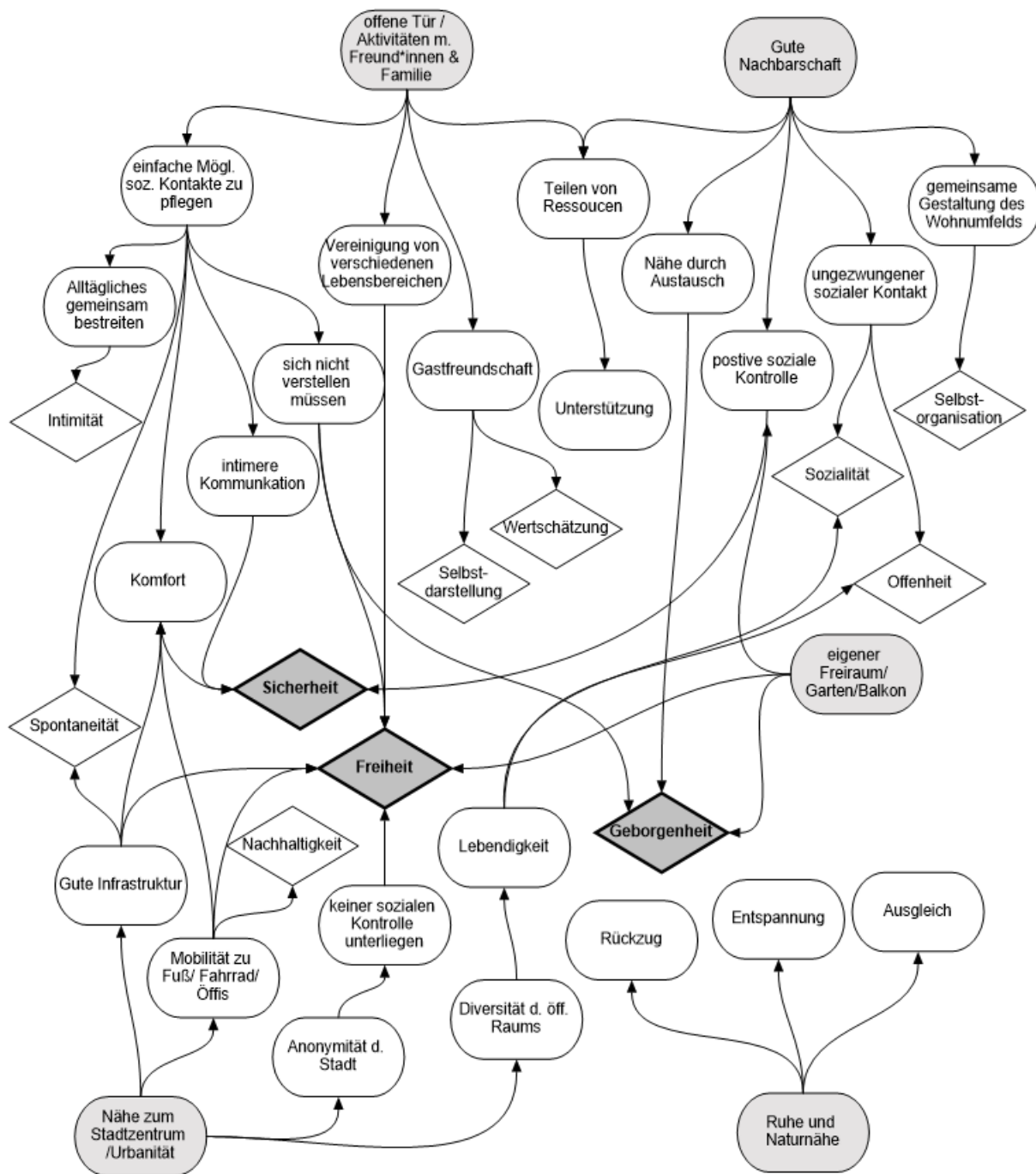


Abbildung 4: Laddering-Pfade zur Bedeutung des Wohnens, eigene Darstellung

Da die Ergebnisse bereits im Projektbericht (Reinprecht/Kachapova 2021, S. 34ff) diskutiert wurden und die Deutungsmusteranalyse maßgeblich von dieser Logik abweicht, soll hier nicht weiter darauf eingegangen werden.

5.2 DEUTUNGSMUSTERANALYSE NACH ULLRICH

Beim Deutungsmuster handelt es sich um einen Begriff, der trotz seiner ubiquitären Anwendung, weder über eine übereinstimmende Definition noch über ein einheitliches theoretisches Fundament verfügt. So gibt es auch keine Theorie sozialer Deutungsmuster,

sondern vielmehr diverse Ansätze, entsprechend ihren epistemologischen Grundannahmen, Deutungsmustern unterschiedliche Funktionen und Eigenschaften zuschreiben (Ullrich 2020, S. 3; Meuser/Sackmann 1992). Für meine Masterarbeit möchte ich mich, angesichts meiner wissenssoziologischen theoretischen Positionierung sowie des Fokus auf Rechtfertigungs- und Legitimationsmuster auf die Deutungsmusteranalyse nach Carsten Ullrich (2020) beziehen. Als Minimaldefinition des Deutungsmusters führt er jene von Arnold an, die er ebenfalls zur Grundlage der seinigen nimmt und versteht darunter:

„die mehr oder weniger zeitstabilen und in gewisser Weise stereotypen Sichtweisen und Interpretationen von Mitgliedern einer sozialen Gruppe, die diese zu ihren alltäglichen Handlungs- und Interaktionsbereichen lebensgeschichtlich entwickelt haben. Im Einzelnen bilden diese Deutungsmuster ein Orientierungs- und Rechtfertigungspotenzial von Alltagswissensbeständen in der Form grundlegender, eher latenter Situations-, Beziehungs- und Selbstdefinitionen, in denen das Individuum seine Identität präsentiert und seine Handlungsfähigkeit aufrechterhält.“ (Arnold 1983, S. 894)

Zentral für Deutungsmuster ist somit, dass es sich um *kollektiv* geteilte Wissensbestände handelt. Diese stehen in einem funktionalen Bezug zu einer „objektiven Situation“ oder einem „sich aus der Situation ergebenden Handlungs-, Deutungs- oder Bezugsproblem“ (Ullrich 2020, S. 9), das einen gewissen Grad an Komplexität aufweist. Entsprechend der wissenssoziologischen Fundierung im Sozialkonstruktivismus von Berger und Luckmann (1980) konstituieren sich diese wechselseitig: Das, was als Problem oder Situation wahrgenommen wird, wird durch sozial verfügbare Deutungen festgelegt, gleichzeitig treten eben jene Probleme den Handelnden nicht als Konstruktionen, sondern im Sinne von „Sozialen Tatsachen“ nach Émile Durkheim als „objektive Handlungsprobleme“ gegenüber. Deutungsmuster nehmen hierbei die Form von vereinfachenden Alltagsmodellen oder -theorien an, die das Handeln zwar grundlegend orientieren und leiten, jedoch keine klaren Anweisungen und damit vielschichtige, bisweilen auch widersprüchliche Interpretationen des Phänomens beinhalten. Vielmehr müssen diese sich im Vollzug praktisch „bewähren“, das heißt erfolgreich in der Bewältigung und Deutung vor allem komplexerer Situationen sein und bilden somit die Grundlage für die Aufrechterhaltung von individueller Handlungsfähigkeit. Konkret bieten sie „eine spezifische Auswahl von ‚sozial legitimen‘ Handlungsoptionen aus dem Spektrum denkbarer Reaktionsweisen“ (Ullrich 2020, S. 9) und sind somit „zugleich handlungsermöglichend als auch handlungssteuernd“ (ebd.) – eine Denkfigur, die sich auch bei Giddens (1997) finden lässt, der in seinem Institutionenmodell Interpretationsschemata als Strukturmomente auf einer Zwischenebene zwischen Handeln und Struktur konzipiert. Auch bei Ullrich sind Deutungsmuster latent, müssen schnell abgerufen werden und sind daher „nur begrenzt reflexiv verfügbar“ (Ullrich 2020, S. 11). Eine komplette Passung von Deutungsmuster und Bezugsproblem ist bestenfalls ein theoretischer Grenzfall, weswegen diese erfahrungsabhängig sind und fortlaufend adaptiert werden. Gleichzeitig sind diese auch erfahrungsresistent in dem Sinne,

dass sie nicht bei der kleinsten Irritation verworfen werden. Dies ist umso stärker ausgeprägt, wenn das Deutungsmuster von besonders vielen Menschen geteilt wird, beziehungsweise sich bereits über sehr lange Zeit bewährt hat. Darüber hinaus sind Deutungsmuster ein soziales Phänomen, müssen für ihren Fortbestand „kommunikativ validiert“ (Ullrich 2020, S. 13) werden und enthalten somit ebenfalls eine Legitimationsfunktion. Damit einhergehend bestehen sie auch aus normativen wie evaluativen Elementen (ebd., S. 5ff).

Darauf aufbauend unterscheidet Ullrich konkreter zwischen sozialem Deutungsmuster, individuellem Deutungsmuster und Derivationen (Ullrich 2020, S. 14f). Soziale Deutungsmuster stellen den kollektiven Wissensvorrat dar und bilden den „Horizont der legitimen und möglichen Deutungen“ ab. Individuen beziehen sich jedoch stets nur auf Teile dieser sozialen Deutungsmuster – auch angesichts der Unmöglichkeit, alle zu kennen beziehungsweise anzuwenden – weswegen sie immer ein Stück weit adaptiert werden, und somit individuelle Variationen der sozialen Deutungsmuster darstellen. Auch Derivationen sind Anwendungen von Deutungsmustern, dienen jedoch der Legitimation und Kommunikation von Handlungen und bilden die Grundlage für die Rekonstruktion sozialer Deutungsmuster bei Ullrich. Eine grafische Darstellung seines Deutungsmusterkonzept findet sich in Abbildung 5.

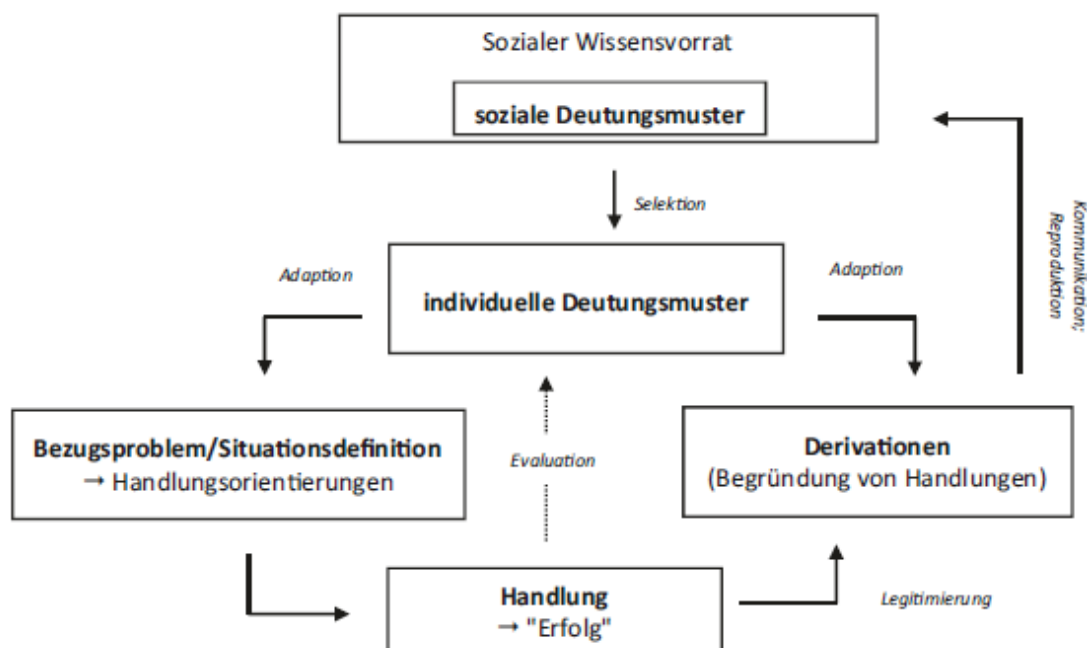


Abbildung 5: Soziale Deutungsmuster, individuelle Deutungsmuster und Derivationen, Quelle: Ullrich 2020, S. 15

Auf dieser Grundlage entwickelte Ullrich das Diskursive Interview (2020, S. 52ff), das keine reine Erhebungsmethode, sondern vielmehr ein Forschungsprogramm darstellt. Der erste Schritt stellt die Gewinnung von Material dar, aus dem sich Derivationen rekonstruieren

lassen. Dies betrifft eine Samplingstrategie, die eine möglichst umfassende Rekonstruktion für das Feld relevanter Deutungsmuster beinhaltet, sowie die Generierung beziehungsweise Einbindung von Text, der vor allem auf Begründungen, Argumentationen und Erklärungen abzielt. Bei qualitativen Interviews geschieht dies vor allem mittels einer speziellen Interviewtechnik, die Begründungen, Rechtfertigungen, Reflexionen, Validationen und Explikationen evozieren soll. Dies steht in einem starken Kontrast zu gängigen Prämissen der Interviewführung, die vor allem die Generierung eines möglichst freien Erzählflusses zum Ziel haben und Einflussnahmen seitens der interviewenden Person möglichst geringhalten möchten. Dem hält Ullrich entgegen, dass sich Deutungsmuster nicht im Einzelfall, sondern in ihrer Sozialität entfalten. Die Interviewsituation stellt somit eine kommunikative Situation dar, in der das eigene Handeln vor einem anderen gerechtfertigt und somit Bezug auf Derivationen beziehungsweise soziale Deutungsmuster genommen wird. Zwar kann es somit im Interview zu sozial erwünschten Antworten kommen, dies ist aber insofern nicht problematisch, als dass es um die Rekonstruktion von Deutungen geht, die die interviewte Person für legitim und daher kommunizierbar hält, und die damit den kollektiven Wissensbestand abbilden. In einem zweiten Schritt werden auf Grundlage der Derivationen soziale Deutungsmuster mittels eines kontrastierenden Interpretationsverfahrens rekonstruiert, das sich an Kelle und Kluge (2010) orientiert. Hierfür werden zunächst Textpassagen kodiert, dann jene mit gleichem Code quer zum restlichen Datenmaterial verglichen bis schließlich abstraktere Kategorien gebildet werden, die wiederum dieses kontrastierende Verfahren durchlaufen. Idealerweise greifen Datenerhebung und -analyse – wie bei den meisten interpretativen Verfahren – ineinander (Ullrich 2020, S. 135ff), angesichts meiner Sekundärdatenanalyse musste jedoch darauf verzichtet werden.

Im Zuge der Deutungsmusteranalyse wurde zunächst das Material mittels MAXQDA offen kodiert, welches per se kein eigener Interpretationsschritt ist, sondern vielmehr die Vorbereitung für das anschließende, kontrastierende Verfahren darstellt (Ullrich 2020, S. 134f). So wurde hier induktiv vorgegangen und relativ große Textabschnitte mit einem oder mehreren Codes versehen, wobei diese zu Beginn noch stark an den Vorstrukturierungen im Interview selbst, also den Wohnpräferenzen und -bedürfnissen orientiert waren. Um jedoch diese Strukturierungen auch von Anfang an ein Stück weit aufzubrechen, habe ich parallel dazu zahlreiche Memos verfasst, die vor allem assoziative Eindrücke festhalten sollten. In einer ersten, vergleichenden Analyse gleich kodierter Textstellen und mit häufigem Rückgriff auf die Memos wurden abstraktere Kategorien entwickelt, die darauf abzielten, die Beziehungen zwischen den jeweiligen Codes abzubilden und somit einen ersten Schritt zur Hierarchisierung der Codes darstellten. Damit entspricht dieses Verfahren auch in groben Zügen dem „axialen Kodieren“ der Grounded Theory, wobei hier ein Fokus auf inhaltliche Überschneidungen und Zusammenhänge gelegt wird und weniger auf kausale Beziehungen

(Ullrich 2020, S. 136). Auf Grundlage dieses überarbeiteten, hierarchisch geordneten Kategoriensystems wurde das gesamte Material noch einmal rekodiert, da sich gezeigt hat, dass die Erstkodierung in Teilen noch etwas zu grob war, und mit neuen, induktiv gewonnen Codes versehen. Im Anschluss habe ich (erneut) gleich kodierte Passagen in einem kontrastierend-vergleichenden Verfahren interpretiert, um schließlich gewissermaßen die nochmal abstraktere „Kernkategorie“, also das Deutungsmuster zu erarbeiten. Zur Unterstützung des Interpretationsprozesses habe ich in dieser Phase ein Forschungstagebuch geführt, mich viel mit Studienkolleg:innen und Freund:innen kritisch über meine Gedankengänge ausgetauscht wie auch parallel dazu Literatur zu Konzepten wie beispielsweise „Privatheit“ und seinem Verhältnis zu „Öffentlichkeit“ herangezogen, die mir als „sensitizing concepts“ (Blumer 1954, S. 7) dienten, also meinen analytischen Blick schärfen sollten, ohne diese meinen eigenen Daten „überzustülpen“. Schließlich entwickelte ich daraus fünf Deutungsmuster, die die zahlreichen Facetten der Bedeutung des Wohnens modellhaft abbilden.

5.3 INTERVIEWSAMPLE

Insgesamt haben an dem Projekt „aus-geschämt: Entstigmatisierung Wohnungslosigkeit“ 51 Personen aus unterschiedlichen Berufen und Bereichen aus den für das Thema relevanten Feldern mitgewirkt. Ein Großteil der Teilnehmer:innen arbeitet in diversen beruflichen Positionen in Organisationen der Wohnungslosenhilfe, die sich von Peer bis zur Geschäftsführung erstrecken, wobei das Gros Sozialarbeiter:innen darstellen. Darüber hinaus wurden aber auch Expert:innen aus weiteren, für das Thema Wohnungslosigkeit relevanten Feldern wie Wohnungspolitik, Stadtplanung und Wissenschaft zur Mitwirkung eingeladen, um möglichst viele unterschiedliche Perspektiven auf das Thema miteinzubeziehen. Zum Teil wurden die Teilnehmer:innen mittels eines Aufrufs seitens des Dachverbands Wiener Sozialeinrichtungen über die ihm unterstehenden Organisationen sowie Partner:innen kontaktiert, weitere Personen, die vom Projektleiter als zentrale Akteure im weitgefassten Feld des Wohnens beziehungsweise der Wohnungslosigkeit identifiziert wurden, wurden von uns direkt angeschrieben. Die Rekrutierung der Teilnehmer:innen für das Projekt erfolgte somit mit dem Ziel, eine möglichst große Variation von beruflichen Erfahrungen und Perspektiven in das Projekt einzubringen.

Die Interviews, die Basis dieser Arbeit sind, waren nur ein Teil des mehrstufigen Projektdesigns, das keine Teilnahme an allen Projektbausteinen voraussetzte. Insgesamt erklärten sich 21 Personen bereit, ein Interview zu führen, wovon 14 in diversen Positionen in der Wohnungslosenhilfe tätig sind, drei in angrenzenden Bereichen der Sozialen Arbeit wie der Suchthilfe, der Erwachsenenvertretung sowie den Wohnpartnern, zwei Personen kamen aus der Stadtforschung sowie schließlich zwei weitere aus der Wohnbau- und

Stadtplanung. Somit findet sich auch hier eine Varianz an beruflichen Positionen, welche jedoch auch durch eine Selbstselektion beeinflusst wurde – über die Gründe hierfür kann an dieser Stelle nur spekuliert werden. Abgesehen von zeitlichen Limitationen könnte hierzu auch beigetragen haben, dass einige Personen wohl davon ausgegangen sind, dass es sich hierbei um klassische Expert:inneninterviews handelt und verwundert waren, als es um ihre persönlichen Wohnpräferenzen ging. Grundlegend kann jedoch festgehalten werden, dass es sich bei den Interviewteilnehmer:innen allesamt um Personen handelt, die ein Interesse haben, an Strategien für die Entstigmatisierung von Wohnungslosigkeit mitzuwirken, sich also in irgendeiner Form in gestaltende oder sozialpolitische Diskurse einbringen möchten, und deren Vorstellungen des Wohnens somit für diese Arbeit von besonderem Interesse sind. Die Gespräche, welche zwischen 15 und 65 Minuten dauerten, wurden allesamt im Frühjahr 2021 angesichts der Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie digital über Konferenztool geführt – zum Großteil von mir – und schließlich von einer dritten Person transkribiert.

Die Deutungsmusteranalyse zielt auf eine „möglichst große und systematische Variation der Untersuchungsobjekte (befragte Personen)“ (Ullrich 2020, S. 74) ab, es sollen somit möglichst viele und unterschiedliche Deutungen des Bezugsproblems erfasst werden, um diese idealerweise in ihrer Varianz zur Gänze rekonstruieren zu können. Da es für den österreichischen Kontext keine Forschungen gibt, auf deren Grundlage ich Annahmen über die Verteilung und Ausprägung von Deutungen des Wohnens treffen kann, habe ich mich zunächst dafür entschieden alle transkribierten Interviews⁶ in mein Sample miteinzubeziehen und vorab keine Einschränkungen vorzunehmen. Wenngleich es zweifelsfrei auch lohnend gewesen wäre, weitere Interviews oder sonstige Materialien auf Grundlage inhaltlicher Kriterien für die Analyse heranzuziehen, musste hiervon aus forschungspragmatischen Gründen abgesehen werden, da dies den Rahmen dieser Masterarbeit gesprengt hätte. Auf daraus resultierende Limitationen werde ich im Folgekapitel noch genauer eingehen.

5.4 REFLEXION DER METHODISCHEN VORGEHENSWEISE

An dieser Stelle soll vor allem auf Schwierigkeiten und Probleme der Methodenverschränkung und Sekundärdatenanalyse eingegangen werden, wie auch auf die Grenzen und Reichweite meiner empirischen Daten.

Wenngleich sich zwar die Erhebungsmethoden von Laddering-Interview und diskursivem Interview ähneln, sind sie die dahinterliegenden, methodologischen Prämissen

⁶ Ein Interview wurde aufgrund technischer Schwierigkeiten nicht aufgenommen und lediglich protokolliert, weswegen ich es in meine Deutungsmusteranalyse nicht aufnehmen konnte.

grundverschieden – darauf bin ich bereits in den vorherigen Kapiteln eingegangen. Daraus resultiert auch, dass die Interviewführung des Laddering-Verfahrens nicht passgenau jener des Diskursiven Interviews entspricht: Während ersteres eine sehr fokussierte Nachfragetechnik darstellt, die auf bestimmte, vorab festgelegte Dimensionen (Handlungskonsequenzen und zugrundeliegende Werte) abzielt, fokussiert das Diskursive Interview auf die Evokation möglichst umfangreicher Begründungen, Stellungnahmen, Evaluierungen, die durchaus auch mit narrativen Elementen einhergehen können. Gleichzeitig zeigte sich in der Praxis der Interviewführung, dass – um auf die von mir für das Forschungsprojekt angepeilte Wertedimension zu kommen – durchaus auch Abweichungen von der klassischen Interviewtechnik des Laddering-Interviews notwendig waren. So lässt sich die Antwort auf die Frage, warum Rückzug wichtig sei, nicht auf einen Satz herunterbrechen, sondern evoziert längere Erzählungen, Begründungen, Bewertungen und Stellungnahmen. Darüber hinaus habe ich, auch zur Aufrechterhaltung einer angenehmen Gesprächssituation, in meinen Nachfragen nicht lediglich auf Begründungen oder Rechtfertigungen abgezielt, sondern die Interviewpartner:innen auch darum gebeten, mir abstrakte Konzepte zu erläutern oder von spezifischen Situationen zu erzählen, in welchen sich die Relevanz einer bestimmten Wohnpräferenz in besonderem Maße gezeigt hat. Damit einhergehend finden sich in den Daten auch sehr unterschiedliche Textsorten sowie ausführliche Schilderungen, die sich meines Erachtens für die Anwendung eines interpretativen Analyseverfahrens wie der Deutungsmusteranalyse eignen.

Eine zweite Problematik ergibt sich aus der Sekundärdatenanalyse. Zum einen gab es aufgrund der unterschiedlichen Zielsetzungen des Forschungsprojekt und meiner Masterarbeit wiederholt Stellen in den Interviews, an welchen ich in Hinblick auf diese Arbeit gerne vertiefend eingehakt wäre. Darüber hinaus denke ich, dass eine ergänzende Orientierung an einem Leitfaden für dieses Projekts durchaus hätte nützlich sein können, um bestimmte Themen systematisch abzubilden – so habe ich beispielsweise nur vereinzelt, und zwar wenn dieser Terminus von Interviewpartner:innen genutzt wurde, nachgefragt, was diese eigentlich unter gutem Wohnen verstehen. Zum anderen war so eine Verschränkung von Datenerhebung und Auswertung nicht möglich, wodurch erste Ergebnisse der Analyse weder in die Interviewführung selbst noch in Adaptionen der Sampling-Strategie einfließen konnten. Wenngleich zwar Ullrich sich für eine Kombination aus Strategien des „theoretical samplings“, also einer induktiven Erschließung von Kriterien aus dem Analyseprozess, sowie des „selective samplings“, das diese Kriterien bereits vorab festlegt, ausspricht (Ullrich 2020, 76f), habe ich mich, wie bereits beschrieben, aus forschungspragmatischen Gründen auf die Analyse der Interviews der Teilnehmenden des Forschungsprojekts beschränkt. Damit einher geht auch eine Einschränkung, was die Reichweite meiner Ergebnisse betrifft: So können meine rekonstruierten Deutungsmuster nicht als repräsentativ für das Feld gelten,

und es bedarf jedenfalls noch weiterer Forschung in diesem Bereich, um das Wissen um die Bedeutungen des Wohnens weiter zu vertiefen.

Der Vorzug der Sekundärdatenanalyse liegt jedoch zweifelsfrei darin, dass sie mir erst ermöglicht hat, diese Deutungsmuster im Rahmen dieser Arbeit zu rekonstruieren. So bedarf eine Deutungsmusteranalyse nach Ullrich einer vergleichsweise großen Anzahl an Fällen, um mittels des kontrastierend-vergleichenden Verfahrens soziale Deutungsmuster erst erschließen zu können. Ohne die Möglichkeit, auf bereits bestehende Daten zurückzugreifen, wäre es mir nicht möglich gewesen, im Rahmen dieser Masterarbeit diese hohe Anzahl an Interviews zu analysieren. Darüber hinaus hatte die Anbindung an das Projekt auch den Vorteil, dass eine Vielzahl unterschiedlicher und für das Feld relevanter Personen erreicht werden konnte.

6 FORSCHUNGSERGEBNISSE

6.1 BEDEUTUNGEN DES WOHNENS

Das Wohnen konstituiert sich aus fünf grundlegenden Bedeutungen, die sich zu Deutungsmustern verdichten lassen: Wohnen als Begrenzung, Wohnen als Intimität, Wohnen als soziale Teilhabe, Wohnen als Verankerung sowie Wohnen als Gestalten. Wenngleich es sich hierbei im Kern zwar um unterschiedliche Konzepte beziehungsweise Typen handelt, sind diese Deutungsmuster per se nicht trennscharf, da sie in ihren individuellen Adaptionen ebenso Bedeutungsdimensionen aufweisen, die gewissermaßen quer über den rekonstruierten Mustern liegen.

6.1.1 Wohnen als Begrenzung

Eine zentrale Bedeutungskomponente des Wohnens ist die Abgrenzung eines unterschiedlich begriffenen ‚Innen‘ von einem ‚Außen‘, das sich in der hohen Bedeutung des Wohnens als Rückzugsort zeigt und ebenso die enge Verwobenheit von Vorstellungen von Privatheit und Öffentlichkeit reflektiert.

Wie bereits im Literaturteil dargestellt, wird das Wohnen im Zuge seiner Ausdifferenzierung als eigenständiger Lebensbereich eng an Vorstellungen des Privaten geknüpft, das sich wiederum von Bildern von Öffentlichkeit abgrenzt. Die Grenzziehung ist bereits etymologisch im Begriff des Privaten angelegt, das auf das lateinische *privātus* ‚abgesondert (vom Staat)‘ zurückgeht, aber sich in weiterer Folge zu *privus* ‚eigentümlich, eigen, einer Sache beraubt, für sich bestehend‘ weiterentwickelt hat (Kluge 2019). Gegenwärtig hat das Private zwei grundlegende Bedeutungselemente, einerseits „das Geheime, Verborgene, Unsichtbare, das von äußerem Zugriff und Kontrolle geschützte, das vom Außen abgegrenzte Innere“ (Burkart 2002, S. 402), andererseits „Individuelle oder Partikulare“ (ebd.). Die diesen Definitionen immanente Grenzziehung vollzieht sich somit einerseits dadurch, dass etwas unzugänglich oder unsichtbar gemacht wird, gewissermaßen hinter die Grenze des Wahrnehmbaren geschoben wird, aber auch durch die Benennung unterschiedlicher, dichotomer Bereiche wie ‚Hinterbühne‘ und ‚öffentlicher Raum‘, ‚Haus‘ und ‚Hof‘, ‚Innen‘ und ‚Außen‘, ‚Familie‘ und ‚Politik‘ wodurch unspezifische und bisweilen widersprüchliche Begriffsabgrenzungen produziert werden (ebd.). Für eine differenziertere, inhaltliche Bestimmung des Privaten schlägt Burkart ein Sphärenmodell vor, das fünf unterschiedliche Bedeutungsdimensionen wie Abstufungen von Graden des Privaten enthält:

- „Innenwelt der Person, die für andere unzugänglich ist, das private Selbst, die Subjektivität
- Die persönliche Sphäre des Individuums: Handlungs- und Entscheidungsautonomie; Körperzone; die persönliche Hinterbühne in sozialen Situationen; Rechtsschutz der Person

- Die Intimsphäre, die eine Person mit einer (oder mehreren) anderen teilt (höchstpersönliche Beziehungen, Freundschaft, Liebe)
- Die häusliche Sphäre (Häuslichkeit, Gemeinschaft, ‚private Lebensformen‘)
- Die Privatsphäre von Eigentum, Arbeit und Beruf; marktförmige Beziehungen zwischen ‚Privatleuten‘.“ (Burkart 2002, S. 402)

Auch verweist er darauf, dass der Gegenbegriff einer Dimension bereits in der darauffolgenden Bedeutung des Privaten enthalten sein kann (Burkart 2002, S. 402). Somit konstituiert sich das Private in unmittelbarer Abhängigkeit zu ihrem Gegensatz, also diversen Formen der Öffentlichkeit, gleichzeitig handelt es sich nicht um klar voneinander abgegrenzte oder räumlich fixierte Bereiche, sondern um zwei Konzepte, deren Grenzen auch situativ immer wieder neu bestimmt, verhandelt und verschoben werden (Hitzler 1985).

Damit einhergehend wird das Private in der Literatur häufig über die Kontrolle von Zugänglichkeit zu bestimmten Bereichen oder Teilen des Selbst definiert, wobei sich dieser Zutritt nicht zwingend auf einen räumlich-materiellen Bereich bezieht, sondern auch sich auch metaphorisch auf ein bestimmtes Wissen oder das eigene Handeln beziehen kann (Rössler 2001; vgl. auch Hitzler 1985). Beate Rössler beschreibt drei Dimensionen des Privaten, die vor allem in liberal-demokratischen Gesellschaften konstitutiv für die Absicherung der eigenen Handlungsautonomie sind: *Dezisionale Privatheit* bezieht sich auf die Aufrechterhaltung von Handlungs- und Entscheidungsautonomie, bietet somit Schutz „vor unerwünschtem Zutritt im Sinne von unerwünschtem Hineinreden, von Fremdbestimmen bei Entscheidungen und Handlungen“ (Rössler 2001, S. 25), während bei informationeller Privatheit das Wissen über das Individuum vor illegitimen Zugriff geschützt werden soll. Schließlich ist lokale Privatheit in einem dezidiert nicht metaphorischen Sinne der Schutz vor dem Zutritt anderer zu als persönlich markierten Räumen, allen voran dem (eigenen) Zimmer, der Wohnung beziehungsweise dem Haus (Rössler 2001, S. 25). Der Wert der Privatheit ergibt sich nach Rössler dadurch, dass durch diese individuelle Autonomie gesichert werden kann. Indem sie jedoch die (lokale) Privatheit dezidiert die Materialität des Wohnraums knüpft, geht sie von einem Containerraumverständnis aus, wodurch räumliche Konstruktionen der Privatheit, die eben nicht an die materielle Abgrenzung durch Wände gebunden sind, aus dem Blick geraten. Auf Grundlage der relationalen Raumtheorien von Henri Lefebvre und Martina Löw setzt Carmen Keckeis solchen Vorstellungen eine konstruktivistische Konzeptionalisierung von Privatheit gegenüber, die durch Aneignungs- und Aushandlungsprozesse, durch Praktiken des Ausschlusses und der Kontrolle von Wahrnehmbarkeit hervorgebracht wird (Keckeis 2017).

In den Interviews wird beim Wohnen auf beide Arten der Konzeptionalisierung Bezug genommen: Einerseits der Wohnraum als ein durch Wände physisch abgegrenzter, privater

Raum und andererseits der Wohnraum als Ort, in dem Grenzen des Privaten situativ ausgehandelt werden.

Formen und Symbole der Grenzziehung

Konstitutiv für Bedeutung der Grenzziehung ist die Materialität des Wohnraums, auf die wiederholt und häufig in Form von Metaphern, wie beispielsweise die *eigenen vier Wände* oder *das Dach über dem Kopf*, Bezug genommen wird. Diese bilden eine klare Grenze zwischen einem als privat markierten beziehungsweise durch Eigentumsverhältnisse abgesicherten Innenbereich sowie einem Außen: „*Meine Wohnung ist wirklich etwas, wo ich hauptsächlich alleine bin oder beziehungsweise wenn meine Freundin bei mir ist, aber es ist wirklich sozusagen meine 44 Quadratmeter wo halt, sagen wir draußen die Welt untergehen könnte, sozusagen ich von dem nicht berührt bin*“ (I14). Die eigenen vier Wände beziehungsweise der einem zustehende Raum werden in einem krassen Gegensatz zu einer Welt da draußen skizziert, es entsteht das Bild eines abgeschiedenen Bereichs, der außerhalb „der Welt“ existiert, gewissermaßen eine unumstößliche Barriere bietet, die keinerlei Berührungspunkte zwischen „innen“ und „außen“ erlaubt. Der Wohnraum wird hier fast schon als Festung konzipiert, der Schutz vor potenziellen Eindringlingen und etwaigen Gefahren bietet, aber vor allen das Ich vor der Öffentlichkeit abschirmt. Diese Festung jedoch prinzipiell verlassen, die Grenze überschreiten zu können, ist gleichzeitig konstitutiv für ihren Wert, da diese durch ihre Abschirmung und Isolation auch als bedrohlich wahrgenommen werden kann: „*Auch dann im Alter nicht mehr mobil zu sein und dann in den eigenen vier Wänden zu sitzen und dann gar nicht wissen, wer die Nachbarn sind oder so, also das macht irgendwie schon ein beklemmendes Gefühl*“ (I6).

Gebrochen wird diese Grenze jedoch ein Stück weit durch Fenster, die eine Verbindung zur Welt „draußen“ herstellen. Idealweise blicken diese jedoch nicht auf die Straße, sondern auf die Natur beziehungsweise einen von Menschen unbebauten und ungenützten Raum. Hier wird somit eine einseitige Sichtbarkeitsbeziehung skizziert: Man blickt nach draußen, ohne jedoch Gefahr zu laufen, selbst gesehen zu werden. Es entsteht somit die Möglichkeit, zu einem kleinen Anteil an dem Leben draußen teilzuhaben, ohne jedoch den Schutz der eigenen Privatsphäre aufgeben zu müssen. Tatsächlich macht diese Möglichkeit bisweilen auch den Wert beziehungsweise die Attraktivität des Rückzugsorts aus. So schildert eine Interviewpartnerin, für welche das Schlafzimmer einen absolut privaten Ort darstellt, zu dem niemand sonst Zutritt hat: „*Am meisten würde mir fehlen, wenn ich in diesem Schlafzimmer meinen Ausblick nicht mehr hätte, ich schaue auf den (unv.) Friedhof und schaue den Eichhörnchen zu, wenn sie von Ast zu Ast springen.*“ (I2)

Im Gegenzug verweist eine andere Metapher, auf die ebenfalls häufig rekurriert wird, stärker auf den Aspekt der Kontrolle der Zugänglichkeit: das Schließen der Türe, die die Abgrenzung

markiert. Im Gegensatz zu den Mauern der vier Wände kann diese wieder geöffnet werden, die Grenze ist somit weniger an den Raum als an den selbstbestimmten Akt des Schließens der Türe gebunden. Darauf wird vor allem im Kontext des Zusammenlebens mit anderen Personen Bezug genommen, wenn es darum geht, sich punktuell aus einer Situation oder aus einem Kontakt herauszunehmen, die Symbolik der geschlossenen Türe ermöglicht dies ohne einen Erklärungs- oder Rechtfertigungsdruck:

„Sonst natürlich die persönlichen Freiräume wo ich das Recht habe ohne mich viel rechtfertigen zu müssen auch für mich zu sein, auch eine Tür zu machen zu können und sagen zu können, das ist jetzt das Signal [...] auch mit solchen Symbolen und Ritualen zu arbeiten, das ist glaube ich eine wichtige Sache weil man sich dann orientieren kann und nicht so viel interpretieren muss, wieso tut er das jetzt, wenn es klar ist, wir haben uns drauf geeinigt, man darf das machen, weil das brauche ich, dann muss man sich nicht immer erklären, manchmal möchte ich mich nicht erklären.“ (I17)

Die Tatsache, dass Privatheit auch interaktiv und symbolisch durch Aneignungs- und Aushandlungsprozesse hergestellt wird (siehe Keckeis 2017), zeigt sich auch dadurch, dass Objekte oder Möbelstücke, die als die eigenen markiert werden und vor allem auch von anderen als solche anerkannt werden, eine solche Funktion übernehmen können:

„Mein Rückzugsraum wäre so ein richtig alter [...] Ohrwaschelsessel [...], wo man sich so richtig hineinsetzen kann, ein Buch lesen, eine Pfeife rauchen oder einfach nur Musik hören oder auch fernsehen oder einen Film anschauen aber das ist so ein Möbelstück wo ich sagen würde, das kommt in meine neue Wohnung auf jeden Fall, so ein Sessel, wo ich mich einfach wohlfühle, wo ich mich hinsetze, wo auch alle wissen, die zu mir kommen, das ist mein Sessel, das sind so, für jeden gibt es so einen Raum und ich glaube dass das extrem wichtig ist.“ (I1)

Dieser Sessel bedarf somit keiner Mauer, sondern lediglich der Symbolik des „Eigenen“ sowie der intersubjektiv geteilten Vorstellung, dass durch Aneignung ein solcher Bereich als legitim privater markiert werden kann und damit unzugänglich für andere wird. Ebenso wird, was die Art und Weise der Grenzziehung betrifft, auch auf unabhängig von räumlichen Gegebenheiten auf bestimmte Zeiten oder Aktivitäten verwiesen, die eine solche Grenze markieren können und auch vorab ausgehandelt werden müssen:

„Ja ich glaube bei allem Austausch und Trubel, den ein Familienleben mit sich bringt, braucht es auch diese Ruhephasen, auf die man gut achten muss und dazu muss es auch Räume, die nicht nur an Orte und Zimmer gebunden sind, sondern auch, sage ich mal, an bestimmte Zeiten, die man sich nehmen darf, muss, um ein Buch zu lesen, Sport zu treiben oder sonst was, also Rückzug muss nicht unbedingt sein auf der Raumfläche, sondern kann auch aufgrund von Vereinbarungen entstehen.“ (I5)

Sinn und Zweck der Grenzziehung

Ebenso verdeutlicht dieses Zitat, dass die Abgrenzung beziehungsweise der Rückzug als Notwendigkeit betrachtet wird, sei es im Zusammenleben mit anderen Personen oder auch

im Umgang mit den Anforderungen des Alltags. Die Deutung des Wohnens als Ort der Nicht-Arbeit, wie sich dieser vor allem von Häußermann und Siebel erarbeitet wurde, ist vor allem in der Bedeutung des Wohnens als Ort der Regeneration, der Entspannung und Erholung deutlich: *„Wenn man heimkommt, egal von welcher Arbeit, die einen psychisch oder auch physisch belastet, dann braucht man einen Raum oder einen Ort, wo man sich einfach fallen lassen kann und entspannen kann und das eben auch geistig entspannen“* (I1). Dadurch wird ein Lebensbereich abgegrenzt, der es erlaubt, auch nicht produktiv sein zu müssen, *„gammeln“* (I3) zu dürfen; im Wohnen darf man sich die Energie, die im Alltag geraubt wird, wieder zurückholen, um im Umkehrschluss wieder aktiv an diversen sozialen Zusammenhängen teilhaben zu können. In diesem Kontext werden nicht nur die *„Herausforderungen, Zumutungen, die so der kapitalistische Alltag so mit sich bringt“* (I15), sondern auch die Pflege naher Beziehungen als Arbeit gedeutet, die einer ausgleichenden Hinwendung zu sich selbst und damit einer Abgrenzung bedarf. Ebenso wird hier ein Bereich konstituiert, in dem sich das Individuum vermeintlich frei und autonom, unabhängig von etwaigen (Rollen-)Erwartungen Anderer verhalten kann.

Diese Formen der Abgrenzung dienen somit zwei Aspekten, die eng miteinander verbunden sind (siehe auch Rössler 2001): dem Schutz des Selbst sowie der Gewährleistung der eigenen Handlungsautonomie beziehungsweise dem Ausleben eines *authentischen* Ich. Das Wohnen ist somit ein Bereich, der vor den aus dem öffentlichen Leben erwachsenen Bedrohungen schützt, zunächst ganz basal vor Witterung und gewalttätigen Übergriffen, was seine Bedeutung als existenzielles Grundbedürfnis legitimiert, aber auch der unerwünschten Vereinnahmung von (Lohn-)Arbeit, anderen Personen sowie als einschränkend wahrgenommenen normativen Erwartungen. Wohnen markiert in diesem Deutungsmuster einen Bereich, der es erlaubt, die Wahrnehmbarkeit der eigenen Person zu regulieren beziehungsweise diese vor unerwünschten Blicken zu entziehen; das Selbst wird vor Bewertungen und sozialer Kontrolle geschützt.

Damit einher geht eine Handlungs- und Gestaltungsfreiheit, die es gegenüber anderen Lebensbereichen auszeichnet, einerseits indem der Wohnraum überhaupt die Möglichkeit bietet, diese Grenze selbstbestimmt zu ziehen, aber auch indem dort auf eine Art und Weise gehandelt werden kann, in der auch keine Rücksicht auf andere Personen oder Interessen genommen werden muss. Zwar vermengen sich in diesem Deutungsmuster alle drei Dimensionen der Privatheit nach Rössler, von besonderer Bedeutung ist jedoch die dezisionale Privatheit: Diese *„Freiheit vor Rechtfertigungszwängen“* (Rössler 2001, S. 161f) zeichnet in dieser Konzeption den Wert des Wohnens aus:

„Weil für mich das Zuhause irgendwie so ein Ort ist, wo ich weiß, wenn ich dahin komme, da fühle ich mich einfach wohl und da kann ich so ganz ich selber sein und kann auch einfach

ankommen und auch [...], dass ich da machen kann, was ich will, was auch ein bisschen so wie ein Schutzraum ist irgendwie, wo man jetzt nicht irgendwelche Erwartungen erfüllen muss.“ (I19)

Somit ermöglicht diese Grenzziehung die Entfaltung eines ‚authentischen‘ Ichs, das keinen Rollenzwängen unterworfen ist, das sich in der Beschäftigung mit sich selbst ausprobieren und weiterentwickeln kann. In diesem Zusammenhang wird auch auf die Bedeutung des Raums als Ort der reflexiven Auseinandersetzung mit sich selbst verwiesen, die sich dadurch auszeichnet, dass diese eben unbeeinflusst von anderen Personen oder sonstigen Störungen vollzogen wird:

„Es geht auch drum reflektieren zu können, [...] versuchen vielleicht einen Gedanken zu entwickeln oder einen neuen Gedanken zu entwickeln oder so irgendwas und das geht halt schon am besten, wenn man wenig abgelenkt ist und wenn man dann schlicht und einfach sich nur mit seinen Gedanken beschäftigen kann, eine Zeit lang, darf man nicht zu lange machen, sonst wird’s wieder anstrengend, aber so kurz mal den Tag vorüberziehen zu lassen oder sei es auch die letzte Woche oder in diesem Fall das letzte Jahr vielleicht mal kurz darüber nachdenken, ich denke das macht schon sehr viel aus, diese Rückzugsmöglichkeit, also tatsächlich auch gedanklich Raum für sich selber zu haben.“ (I7)

Gleichzeitig bietet der eigene Wohnraum auch die Möglichkeit, Persönlichkeitsaspekte, die vielleicht in anderen Lebensbereichen unterdrückt werden müssen oder auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen, zur Entfaltung bringen zu können. Das Wohnen wird hier in Abgrenzung zu anderen Lebensbereichen konzipiert, aber auch als Bereich, in dem vermeintlich Gegensätzliches miteinander in Einklang gebracht werden kann. Es ist ein Ort, der angesichts seiner Unbestimmtheit und vermeintlichen Normfreiheit eine Vielfalt an Verhaltensweisen erlaubt, bisweilen erinnern die Erzählungen an einen *unendlichen Möglichkeitsraum*, der sich vor allem dadurch konstituiert, dass er ein *Potential* bietet, das jedoch eben nicht unbedingt verwirklicht werden muss:

„Aber ich glaube halt es geht auch zum Teil natürlich alleine um das Wissen, dass ich es tun kann, also jetzt nicht immer ein großes Experiment hier in meiner Wohnung zu starten oder irgendwas besonders Außergewöhnliches zu tun, sondern einfach im Wissen, okay, selbst wenn ich es jetzt nicht mache, ich könnte das jetzt tun, was mir Spaß macht.“ (I7)

Ebenso finden sich Konzeptionen, die stärker auf die Bedeutung als Fluchttort verweisen, indem das Wohnen ein „*Entschwinden in andere Sphären*“ (I1) erlaubt, hier somit auch Gegenentwürfe zu als problematisch wahrgenommenen Begebenheiten imaginiert werden können. Das Wohnen kennzeichnet somit auch die ideelle Bedeutung eines Ortes der grenzenlosen Freiheit und Handlungsmöglichkeiten, die gleichzeitig an den Akt der Begrenzung gebunden sind.

Jedoch ist diese Begrenzung nicht absolut, sondern vielmehr werden hier Verbindungen zu anderen ausgeblendet. So wird außer Acht gelassen, dass die Wohnung, um einen solchen

Rückzugs- bzw. Wohlfühlort überhaupt bieten zu können, einer Anbindung an die Außenwelt bedarf, wie beispielsweise das Elektrizitätsnetz, die Warmwasserversorgung oder Heizmöglichkeiten. Fällt diese aus, handelt es sich um eine massive Einschränkung des eigenen Wohlbefindens: *“Es ist sehr unangenehm, wenn es die ganze Zeit in die Wohnung rein zieht und man es gefühlt einfach nicht warm bekommt und dann zuhause in dem schönen Raum, den ich eigentlich gerade besprochen habe und dann irgendwie aber friert“* (13). Ebenso stört die Wahrnehmbarkeit der Nachbarschaft, vor allem in Mehrparteienhäusern, diese Illusion des ungestörten und abgegrenzten Ichs. In diesem Auszug wird die wechselseitige Störung, die beide als einschränkend wahrnehmen, und damit einhergehend die Fragilität dieser Konzeption der Abgeschiedenheit besonders deutlich:

„Ich spiele Klavier und wo ich früher gewohnt habe, da gab es Nachbarn, die hat das halt sehr gestört und die sind auch wirklich immer gekommen und haben angeläutet und gemeint ich soll bitte nicht spielen, obwohl das zu Uhrzeiten war, wo das eigentlich okay ist und nicht mitten in der Nacht oder so und da habe ich einfach gemerkt, das ist einfach total unangenehm, also obwohl ich weiß ich mach gerade nichts, was nicht in Ordnung wäre, nach allgemein gültigen Regeln aber ich weiß es gibt halt jemanden den stört das und dann habe ich gemerkt, dass ich jedes Mal, wenn ich Klavier spielen wollte, ein komisches Gefühl hatte, das wäre ein konkretes Beispiel.“ (119)

6.1.2 Wohnen als Intimität

Dieses Deutungsmuster verweist auf die soziale Dimension der Privatheit, die sich beim Wohnen vor allem in der bereits im Forschungsstand diskutierten Bedeutung des kleinfamilialen Wohnens sowie der Intimität und der dadurch vermittelten Geborgenheit zeigt. Das Wohnen wird als der Bereich begriffen, der die Pflege enger, tiefgehender Bindungen erlaubt beziehungsweise ermöglicht. Diese sind hierbei nicht auf die Partnerschaft oder Familie beschränkt, sondern erstrecken sich ebenfalls auf enge Freundschaften.

Der im vorangegangenen Deutungsmuster diskutierte Aspekt der Abgrenzung ist hier ebenfalls bedeutsam, wobei hier zum einen dezidiert auf die Bedeutung der *eigenen vier Wände* Bezug genommen wird, die vor allem vor fremden Blicken und Ohren abschirmen:

„Es ist noch was anderes, ob ich in einem Lokal sitze, wenn zum Beispiel eine Freundin zu Besuch da ist und es gibt irgendwas zu besprechen, was man nicht gerade besprechen will, wo man das Gefühl hat, hört man jetzt am Nachbartisch, hört da wer mit oder muss man jetzt leiser werden, es ist einerseits so diese Lebendigkeit, wo man wirklich lachen kann und herumblödeln und manchmal ist es dann auch nach dem dritten Glas Wein [...] wird es nochmal lustiger.“ (12)

Zum einen geht es hier um den Schutz der informationellen Privatheit: Das, was die intime Beziehung auszeichnet, ist, dass in dieser besonders private Informationen oder Facetten des Selbst geteilt werden, die ansonsten anderen Personen nicht zugänglich sind oder sein sollten. In solchen Beziehungen kann man sich authentisch und vulnerabel zeigen, „die

Maske ablegen“ – insbesondere dadurch, dass man sich auf diese Art und Weise eben nicht vor den Augen anderer präsentiert, verleiht diesem Austausch seinen besonderen Wert, obgleich hier die Anonymität der Stadt prinzipiell durchaus auch einen Schutz bietet. Indem man dem Gegenüber Einblick in persönliche Seiten von sich gewährt, bietet man diese auch für Prozesse der intersubjektiven Auseinandersetzung an, die angesichts der Nähe der Beziehung etwaige Unterschiede und Konflikte besser aushalten und damit auch als förderlich für die persönliche Weiterentwicklung gedeutet werden: *„Erfahrungen, Weiterentwicklung empfinde ich, Realitätscheck (Lacht), unterschiedliche Wahrnehmungen, gegenseitig im Austausch lernt man viel über sich aber auch über Dinge und andere Sichtweisen, im Austausch ist sehr viel Weiterentwicklung möglich“* (I5). Auch Rössler begreift intime Beziehungen als Rahmen für die „dialogische Konstitution“ (2001, S. 239) von Identität, welche wiederum die Voraussetzung für Handlungsautonomie darstellt. Insbesondere die eigenen vier Wände können hier, in dieser durchaus auch sehr vulnerablen Situation, einen als höher empfundenen Grad an Schutz durch Kontrolle bieten:

„Da gibt's so etwas, dass das eine Form ist an sozialem Gruppenleben, die kann ich anscheinend auch besser zuhause gestalten als wo anders, also Gruppenerlebnisse zu haben, die aber für mich irgendwie auch ein Stück weit so sind, wie ich sie gerne habe, das hat was mit Sicherheit vielleicht zu tun, Schutz, Kontrolle, weiß ich nicht, irgendwie so, also klingt jetzt paternalistisch, so meine ich es nicht ganz (lacht).“ (I9)

Im Unterschied zum ersten Deutungsmuster ergibt sich der Wert dieser Form der Privatheit auch daraus, dass die im eigenen Wohnraum erfahrene Intimität und Geborgenheit mit anderen geteilt werden kann. Es entsteht *„nochmal ein eigener Charakter [...] von Gemütlichkeit“* (I15), der sich jedoch nicht nur an eigenen Vorstellungen, sondern auch an den Bedürfnissen von diesen nahen Bezugspersonen orientiert. Insbesondere bei Besuch geht es auch darum, die Gegebenheiten so zu gestalten, dass diese von diesem auch als angenehm wahrgenommen werden – deutlich wird ein Akt der Wertschätzung sowie die Einladung an das Gegenüber, sich ebenfalls so authentisch zu geben, die vor allem im Appel, sich wie zu Hause zu fühlen, deutlich wird:

„Es ist einfach was Wichtiges, einfach auch mit den Freunden, wenn die sich wohlfühlen und einfach ungezwungen oder wenn es einem gut geht und man sich wo wohlfühlt, dann ist man offener, dann ist man selber, dann braucht man sich nicht irgendwie (Pause) verstellen oder auf irgendwas verzichten auch, und dass ist es, natürlich ist es gemütlich, ja es ist mir wichtig, dass sie sich wohlfühlen.“ (I20)

Es muss hier nichts „inszeniert“ (I18) werden, das Gegenüber wird in den Alltag eingebunden und kann sich diesen Raum ebenfalls ein Stück weit aneignen, indem diesem auch fixe Plätze (wie beispielsweise ein Sessel oder die Kommode für die Ablage von Gegenständen) zugestanden werden.

Dezidiert in Bezug auf das Familienleben bietet auch die familiäre Intimität einen Rahmen, in dem sich Kinder gut und sicher entfalten können. Einige Interviewpartner:innen reflektieren, dass sich mit der Familiengründung die Bedeutung des Wohnens stark gewandelt hat, vor allem, da dieses nun in besonderem Maße nach den Bedürfnissen der Kinder ausgerichtet wird. Dies spiegelt sich nicht nur in der Gestaltung der Wohnung oder der Wahl eines Wohnumfeldes wider, das Kindern ein sicheres, eigenständiges Bewegen im öffentlichen Raum ermöglicht, sondern auch darin, dass bei Wohnortwechseln das Wohlergehen der Kinder bisweilen vor den eigenen Wünschen priorisiert wird. Kindern diese Geborgenheit im Wohnen zu vermitteln, wird als grundlegende Lebensaufgabe von Eltern gedeutet:

„Vor allem glaube ich als Elternteil ist das auch etwas, worauf man auch großen Wert legt, dass die Kinder in einem geschützten und geborgenen Umfeld aufwachsen können, weil das auch dazu führt, dass man halt dann auch zu einem späteren Zeitpunkt einfach auch Vertrauen fassen kann, ich glaube das ist eigentlich der Punkt, wenn ich weiß okay, es gibt einen Ort, wo ich gut aufgehoben bin, wo ich mich geborgen fühle, dann fasse ich auch Vertrauen zu einer weiteren Umwelt, zu anderen Menschen, ich glaube das ist eine Grundvoraussetzung auch für ein gutes Zusammenleben, dass ich irgendwo mich gut aufgehoben fühle.“ (I17)

Im sicheren, intimen und geborgenen Umfeld werden somit elementare Fähigkeiten erlernt, die den Grundstein für eine zukünftige, „gute“ Lebensgestaltung legen. Das Wohnen wird somit zu dem Ort, an dem zentrale Sozialisationserfahrungen gemacht und existenzielle soziale Grundbedürfnisse befriedigt werden können und sollen:

„Also ich glaube, dass man über Berührung, dass da ganz andere Nervenzellen in Aktivität geraten, und sei es nur ein Händeschütteln, ein menschliches Grundbedürfnis der Verbundenheit erzeugt und ich glaube, dass wir Menschen sehr unterschiedlich sind und durchaus Menschen auch alleine leben können oder Einsiedler sein können aber das Spüren der Verbundenheit und das gespürt zu haben, das glaube ich ist eine ganz eine wichtige Geschichte“. (I5)

6.1.3 Wohnen als soziale Teilhabe

Dieses Deutungsmuster bildet den Gegenpol zur Abgrenzung: Wohnen wird hier als Prozess und Form sozialer Teilhabe begriffen, also als eine Form der Interaktion mit dem unmittelbaren Wohnumfeld und die Eingliederung in ein größeres Ganzes. Grundlegend bezeichnet Teilhabe die Gesamtheit jener Bedingungen, über die Individuen ihre Zugehörigkeit zu einer Gruppe beziehungsweise (Teil)-Gesellschaft konstituieren, die wiederum ihre individuelle Entfaltung darin ermöglicht (Vollmer et al. 2021, S. 3). Der Begriff grenzt sich insofern von jenem der Partizipation ab, als diese Bedingungen nicht zwingend von eben diesen Individuen hervorgebracht werden müssen, sondern auch Teil einer (bestehenden) urbanen Infrastruktur sein können, die von Stadtplaner:innen oder Architekt:innen entworfen und errichtet wurde (ebd., S. 9). Somit handelt es sich um eine Konzeption des Wohnens, die Bezug auf diverse Formen der Sozialität, der infrastrukturellen

Versorgung und des Urbanen nimmt. Diese erinnert bisweilen auch an Henri Lefebvres Konzeption des Wohnens in „Das Recht auf Stadt“, die er im Sinne einer Praxis als Teilhabe „am gesellschaftlichen Leben, an einer Gemeinschaft, einem Dorf oder einer Stadt“ (Lefebvre 2016, S. 46) begreift. Stadt ist hier ein Produkt der Bedeutung des Wohnens.

Der Wohnraum als Feld sozialer Interaktionen

Konstitutiv für die Konzeption des Wohnens als soziale Teilhabe sind somit Öffnungen des Wohnraums sowie des Wohnumfeldes, die mit Praktiken der Sichtbar-Machung einhergehen und somit Vorstellungen der Abgrenzung diametral entgegenstehen. Im Gegenzug zur Kontrolle der Zugänglichkeit, die den Wert des Privaten ausmacht, wird hier die Tatsache geschätzt, dass sich diese Öffnung ein Stück weit der eigenen Kontrolle entzieht, wozu ebenfalls materielle Begebenheiten beitragen können:

„Ich glaube das ist die Flexibilität und auch dieses, wo heimisch sein, wenn man kurz ohne sich vorher zu melden wo anklingeln kann, ich hab meistens (nicht?) die Zeit dazu, aber in meiner Fantasie ist es (immerhin?) so, ich kann einfach anklingeln, hey, bist du gerade da, okay komm runter, ich hatte das früher im 16. mehr, das war früher ein Gassenlokal und da war das Fenster direkt auf die Straße, ein ganz großes, wie so ein Eingangsfenster für eine Tür und da sind Leute immer vorbeigegangen und haben immer reingeschaut in die Küche bei uns und das war super, weil wenn man gerade eh in der Küche war, war es eher so ja ich bin gerade nicht am Arbeiten, ich habe Zeit, mhm, dann hey dann komm doch kurz rein auf einen Kaffee oder so oder ich komm raus, das war perfekt, das habe ich jetzt nicht, da ist die Wand quasi zu groß.“ (I10)

Zum einen kennzeichnet hier das „wo heimisch sein“, die materiellen Grenzen privater Wohnräume ein Stück flexibel weit aufbrechen und überwinden zu können, indem die Türschwelle – oder in dem Fall durch die Einsehbarkeit der Küche auch der Wohnraum selbst – zu einem Ort spontaner Interaktion wird. Durch das große Fenster, das entgegen gängigen Praktiken in Erdgeschosswohnungen nicht verdeckt wird, wird die Grenze des eigenen Wohnraums durchlässig und dieser der Öffentlichkeit preisgegeben. Letztere zeichnet sich, im Gegensatz zum Privaten, durch das Unbekannte, Unerwartete und Spontane aus, dessen Eindringen in den Wohnraum ebenso geschätzt wird:

„Das war manchmal ein bisschen lustig, weil irgendwelche Leute reingeschaut haben und ich so, du schaust jetzt so in meine Küche rein, hat irgendwer angeklopft und gefragt, darf ich welche von euren Orangen, ja, schon, ist jetzt ungewöhnlich (Lacht), aber nimm dir zwei Orangen, okay ciao baba, das ist ein bisschen spontan, Überraschung, nicht planen zu müssen, sondern zu schauen was gerade passiert.“ (I10)

Indem diese Situation dennoch als „lustig“ oder „ungewöhnlich“ markiert wird, wird hier ebenfalls ein Bruch mit geltenden Normen des Umgangs mit einer solchen Sichtbarkeit von privaten Räumen reflektiert: Auch wenn ein solches, großes Fenster zum Hineinschauen anhält, ist es per se keine eine Einladung für soziale Interaktionen unter Fremden – ganz im

Gegenteil. Bisweilen wird gerade ein offensichtlicher oder langer Blick als grenzüberschreitender Eingriff in die Privatsphäre gedeutet, die in solchen Fällen durch ein bewusstes Wegsehen auch ohne räumliche Barrieren interaktiv hergestellt werden kann. Auch eine genuin offene Türe widersetzt sich solchen wohnraumbezogenen Privatheitsnormen, die den Wohnraum nicht als Privatbesitz, sondern als Ressource begreifen, die von anderen auch spontan und bedürfnisorientiert genutzt werden kann:

„Ich bin ursprünglich aus dem Waldviertel, da irgendwann mal in alternativen Kreisen gelandet und da war es Standard, dass die Türe wirklich offen war und man halt, ich habe zu der Zeit im Gastgewerbe gearbeitet und wenn man zu viel getrunken hat zum Heimfahren, ist man einfach dort vorbeigegangen.“ (I13)

Eine ähnliche Funktion wie das große Fenster im Sinne eines Scharniers zwischen öffentlichen und privaten Räumen können auch Balkone oder Gärten in urbanen Gegenden übernehmen. Genauso wie der eben beschriebene Wohnraum ist auch der Balkon insofern privat, als dass dieser prinzipiell nur eingeschränkt zugänglich ist, gleichzeitig ist man durch die wechselseitige Sicht- und Wahrnehmbarkeit in das unmittelbare Geschehen im Nahumfeld eingebunden. Die Dichte der Stadt und die damit einhergehende soziale Einbettung der Wohnung, die im Deutungsmuster der Abgrenzung ausgeblendet wird, wird hier offenkundig und gleichermaßen geschätzt:

„Also ich wohne ja in einem Gemeindebau und es hat gleichzeitig ein bisschen was mit einem öffentlichen Leben auch zu tun weil ja im Sommer dann bin ich nicht der einzige, der auf seinem Balkon ist, sondern da, also manchmal hört man oder nimmt man wahr, dass irgendwo vermutlich die Eltern nicht zuhause sind und ein paar Jugendliche in der Wohnung sind, gleichzeitig treffen sich woanders Erwachsene, sitzen am Balkon und essen und es ist eine, vielleicht mag es auch ein wenig kleingärtnerisch sein, nichts desto trotz hat es auch was mit öffentlichem Leben zu tun [...] und das Schöne ist, dass man halt zwar gesehen wird, manchmal auch kommuniziert über die Balkone aber trotzdem so halb privat ist.“ (I7)

Der Balkon wird in dieser Deutung somit zu einem Ort der Pflege nachbarschaftlicher Beziehungen, aber auch zu einer Instanz sozialer Kontrolle – so hat die interviewte Person auch bereits bei Verdacht auf häusliche Gewalt die Polizei gerufen. Damit einher gehen auch Vorstellungen einer gemeinschaftlich organisierten sowie unterstützenden Nachbarschaft.

Die nachbarschaftliche Gemeinschaft

So findet sich die Konzeption des Wohnens als soziale Teilhabe ebenfalls in bisweilen idealisierten Vorstellungen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens. In dieser ist das Individuum auch sozial in das räumliche Nahumfeld eingebettet, es finden gemeinsame Aktivitäten, ein Austausch sowie gegenseitige Unterstützungsleistungen statt. *„Räume der Begegnung“* (I13) bilden die materielle Grundlage für die Herausbildung einer solchen (Haus-)gemeinschaft, neben Märkten und Spielplätzen in der nahen Wohnumgebung wird

hier in besonderem Maße auf Gemeinschaftsräume Bezug genommen, deren Fehlen von manchen Interviewpartner:innen auch bemängelt wird.

„Ich finde es ganz toll, dass wir einen Gemeinschaftsraum haben, dass wir einen Raum haben, wo Sachen repariert werden können, dass wir das untereinander machen, uns da austauschen, dass man sich so kennenlernen kann, auch mal gemeinsam einen Kuchen essen kann, das gehört auch zum Wohnen dazu für mich, das finde ich total schön, da einen Austausch zu haben mit anderen Leuten.“ (I4)

Es ist eine Form der Gemeinschaftlichkeit, die sich vor allem dadurch auszeichnet, dass alltägliche und reproduktive Aufgaben und Aktivitäten kollektiv bewältigt werden, indem sich alle Mitglieder mit ihren individuellen Fertigkeiten und Ressourcen einbringen. Diverse Aktivitäten und Bereiche der Haushaltsführung, die gegenwärtig vornehmlich individuell oder durch Auslagerung vollzogen werden, sollen in einem gemeinschaftlichen Setting im unmittelbaren Wohnumfeld wieder zusammengebracht werden: das bereits thematisierte, gemeinsame Kochen, aber auch das Reparieren von Gegenständen, das Teilen von Werkzeugen sowie Lebensmitteln aus Eigenanbau und eine zwischen Haushalten geteilte Kinderbetreuung. Dies setzt jedoch gewisse Infrastrukturen voraus, die in der räumlichen Planung berücksichtigt werden müssen. Ebenso hat dieses Wohnen auch die Funktion, ein grundlegendes Bedürfnis nach sozialen Kontakten und Nähe zu erfüllen und gegebenenfalls auch zu kompensieren, wenn diese in der eigenen Wohnform selbst nicht verwirklicht werden können; das Alleinwohnen wird bisweilen als etwas Defizitäres beachtet.

„Also was ich schön finde ist, man kann sich jederzeit was ausmachen und hat auch einen Raum zur Verfügung, wo man sich trifft und vielleicht auch gemeinsam kocht und sich austauschen kann, also auch dieser soziale Aspekt einfach und wenn ich mir denke, also ich wohne auch nicht alleine aber wenn ich mir denke, zum Beispiel ich würde alleine wohnen, würde ich es schön finden, jederzeit mich zum Beispiel mit Nachbarn austauschen zu können, zu sagen ich koche was gemeinsam mit ihnen und ich finde es jetzt auch schön, also ich wohne nicht alleine und finde es schön sagen zu können, wir gehen jetzt in die Gemeinschaftsküche und kochen was gemeinsam und tauschen uns da aus über unseren Alltag, über wie es uns im Job geht, ob wir gerne was in der Freizeit machen möchten, also so dieser soziale Austausch, genau.“ (I4)

Ähnlich wie im Deutungsmuster der Begrenzung, ist dieses auch von Idealisierungen durchzogen. Der eine Aspekt betrifft die Vorstellung einer vermeintlich permanenten Verfügbarkeit dieses Netzwerkes, das sich vor allem durch die räumliche Nähe konstituiert. Jedoch muss hier angemerkt werden, dass die Interviews während noch bestehender Kontaktbeschränkungen im Rahmen der Covid-19 Pandemie geführt wurden – womöglich wurde durch den Wegfall anderer Kontakträume dieser Eindruck verstärkt. So heben einige Interviewpartner:innen die herausragende Bedeutung nachbarschaftlicher Netzwerke im Zuge der Lockdowns hervor, sei es was Unterstützungsleistungen wie das Einkaufen betrifft, aber auch die Möglichkeit der Pflege sozialer Kontakte im unmittelbaren Wohnumfeld.

Gleichzeitig wird hierbei das Bild eines friktionsfreien Zusammenlebens gezeichnet, das – wenn man auf die Häufigkeit und Heftigkeit von Nachbarschaftskonflikten blickt – wohl auch oft nicht der Realität entspricht. Dem zugrunde liegt die Vorstellung, dass persönliche Bekanntschaft zu wechselseitigen Sympathien und einem Interesse an einem grundlegenden Wohlergehen aller Beteiligten führt:

„Da kannte ich eigentlich schon so die meisten von dem Haus und das habe ich einfach als extrem angenehm gefunden und ich glaube das hat auch voll dazu beigetragen, dass ich mich dort total wohl gefühlt habe, wenn man irgendwie weiß, das Umfeld ist einem wohlgesonnen oder wenn man mal was braucht oder mal was ist oder so, dass man auch irgendwie Unterstützung hat.“ (I19)

Außer Acht gelassen wird hier jedoch weitestgehend die Tatsache, dass solche Formen der Gemeinschaftlichkeit durchaus auch herausfordernd sein können: Einerseits setzt die Pflege eines solchen Netzwerks sowie das sich Einbringen in Hinblick auf diverse Unterstützungsleistungen ein hohes, auch zeitliches Engagement voraus. Andererseits erfordert ein solches, gemeinschaftliches Zusammenleben in nicht homogenen Umfeldern die Herausbildung umfangreicher Konfliktlösungskompetenzen sowie die Fähigkeit, auch mit unterschiedlichen Zielen, Interessen und Wünschen diesbezüglich umgehen zu können. Dies wird auch von einigen Interviewpartner:innen adressiert, wobei der Wert dieses Konfliktpotentials gerade in der Notwendigkeit einer solchen Auseinandersetzung gesehen wird, der dazu dienen soll, Lernprozesse anzustoßen:

„[Ich] glaube [...] dass wir in der Schule nicht lernen mit Konflikten umzugehen, Kommunikation richtig zu lernen (unv.), das ist aber beim Wohnen der Dauerbrenner und deswegen nehmen wir uns so viele Möglichkeiten mit anderen Leuten zu wohnen und trotzdem unsere Bedürfnisse zu befriedigen, also trotzdem irgendwie Rückzug zu haben, Geborgenheit, Ruhe, was auch immer, also ich glaube zusammen wohnen, das versuchen (cool?) zu machen ist Schule fürs Leben, also auch mit verschiedenen Leuten die ganz anders drauf sind, wo man jetzt nicht Familie ist, [...] aber trotzdem glaube ich, dass es eine tolle Kommunikationsschule ist (Lacht), das Wohnen.“ (I10)

Deutlich wird hier jedenfalls die normative Erwartung, sich qua räumlicher Nähe miteinander zu beschäftigen und auseinanderzusetzen und einen „*nachbarschaftlichen Zusammenhalt*“ (I4) zu entwickeln, der in weiterer Folge der individuellen Entfaltung dient – dem zugrunde liegt das Credo „*gemeinsam ist immer besser als einsam*“ (I17). Damit wird wiederholt kritisch auf Abgrenzungs- und Individualisierungstendenzen Bezug genommen, welchen ein Grundbedürfnis nach menschlicher Verbundenheit, die sich idealerweise über die eigenen vier Wände erstreckt, entgegengesetzt wird:

„Also ich denke es ist nicht gut oder nicht gesund, wenn man so im Wohnumfeld sowas, so positive Gefühle für den Austausch nicht hat, also wenn man sozusagen nur nachhause kommt, die Tür zu, ich möchte mit meinen Nachbarn nichts zu tun haben, nichts wissen und nur für mich sein oder am Computer sitzen oder nur am Telefon, ich glaube dann fehlt was,

ich glaube da fehlt schon dieses Gefühl in der Nähe jemanden zu haben, der einem gut tut, der einem auch Schutz, Hilfe bietet im Notfall, dieser Aspekt ich glaube ist für Menschen ein wichtiger Aspekt und das hat auch mit räumlicher Nähe zu tun glaube ich unter anderem.“ (I16)

Sich eben nicht in das nachbarschaftliche oder soziale Gefüge einbringen zu wollen, wird pathologisiert. Diese Vorstellungen einer gemeinschaftlichen Nachbarschaft, die durch enge Beziehungen geprägt ist, steht in einem diametralen Gegensatz zu Formen der urbanen Nachbarschaft, die sich gerade durch ihre Distanziertheit und Anonymität auszeichnen. Dem Zwang, sich qua räumlicher Nähe miteinander auseinandersetzen zu müssen, wird Handlungsautonomie sowie die Freiheit der Wahl sozialer Bezüge entgegengesetzt, die auch dazu dient, etwaigen sozialer Kontrolle zu entgehen:

„Ich finde diese Nachbarschaft, nicht Gemeinschaftlichkeit, ist mir ein Horror, also diese unfreiwillige so, [...] dass vorausgesetzt wird, als würde das Umfeld so ganz entscheidend sein fürs Leben und was alles für Ressourcen noch sein sollen unter den Nachbarn und Nachbarinnen, ne, ich muss nicht Kontakt mit meinen Nachbarn oben drüber, unten drunter, ich finde das echt cool, dass ich das nicht habe, sondern dass ich, ich wohne ja ein bisschen autonom, es hat mit relativer Autonomie was zu tun, genauso ist es glaube ich draußen, einerseits viele unterschiedliche Diversität, Vielfalt, beobachten zu können das Leben in dieser Stadt und gleichzeitig nicht zu intensiv, also mich kontrolliert zu fühlen weil die anderen kontrollieren so, das stelle ich mir, diesen Zwang der Nachbarschaft, der Gemeinschaftlichkeit, des Dorfes oder welche Bilder ich da jetzt bedienen würde glaube ich die finde ich sehr schwierig für mich.“ (I9)

Der lebendige und diverse öffentliche Raum

Damit steht die Deutung der nachbarschaftlichen Gemeinschaft in einem Spannungsverhältnis zu einer weiteren Bedeutungskonzeption, die die soziale Teilhabe kennzeichnet – und zwar dem Ideal des öffentlichen Raums, das sich durch einen hohen Grad an Diversität, Lebendigkeit wie Anonymität auszeichnet. Im Gegensatz zur skizzierten Gemeinschaftlichkeit geht es hier um eine Repräsentanz unterschiedlicher Lebenswelten, die nicht zwingend eng miteinander interagieren müssen, sondern vielmehr das Recht haben, in wechselseitiger Wahrnehmung zu koexistieren. Legitimiert wird dies mit der Idee einer genuin demokratischen Stadt, die diese Diversität aushält und fördert, und dadurch zu einer Instanz sozialer Teilhabe wird. Besonders anschaulich wird dies anhand dieser Schilderung eines öffentlichen Platzes, der vor allem seit der Pandemie sehr unterschiedliche Personen, von wohnungslosen Personen über das Arbeiter:innenmilieu bis hin zu „Bobos“ anzieht und ein Nebeneinander dieser Lebenswelten, also ein „*Sein unter anderen, ohne in Verbindung zu sein*“ (I9) gestattet:

„Jetzt über Corona kommen die Leute alle aus dem Haus und eignen sich diesen Platz an und man merkt das sind total viele Leute, die vorher nie an dem Platz waren, [...] es ist so viel dichter geworden, die Nutzungsdichte und es ist interessant, es dürfen alle dort sein aber

keiner hat was mit dem anderen zu tun, also dieses Nebeneinander und ich glaube dass das gut ist, also für die Repräsentation ist das super, ich finde alles, jeder darf dort sein, es gibt keine Verdrängung bis jetzt so, die ich mitkriege, finde ich gut.“ (I9)

Das Wohnen bezeichnet hier die Möglichkeit einer gleichberechtigten Aneignung des öffentlichen Raums. Abgesehen von der kritischen Bezugnahme auf Gentrifizierungs- und Segregationsprozesse, die sich besonders deutlich durch dieses Deutungsmuster zieht, wird hier auch das Ideal der sozialen Durchmischung deutlich. Diese geht mit einer Anerkennung von Differenz einher, die zu einem (idealerweise) egalitären Nebeneinander führt. Diese bezieht sich ebenso auf die Repräsentanz und Diversität unterschiedlicher Vorstellungen eines guten Lebens, wodurch bisweilen auch normierende Wohnstandards in Frage gestellt werden:

„Man sieht natürlich auch andere Lebensentwürfe, wenn man ein bisschen bewusst schaut und wo man dann auch sieht, das sind ganz konträre Lebenswelten aber die Leute wirken trotzdem sehr glücklich oder sehr okay, also scheinen mit sich im Reinen zu sein und das finde ich schon auch ganz gut, wenn man gerade sozusagen in unserem Milieu oft ein bisschen den Fehler auch macht, dass man sehr normativ versucht zu definieren, was das gute Leben ist und was für jeden sozusagen das Ideale ist und sozusagen jeder braucht die Wohnung fast gratis und mindestens ein Zimmer pro Person, also wenn wir jetzt wieder beim Wohnen sind, da haben wir sehr starke (unv.) Vorgaben, was da der Mindeststandard sein soll und ja keine Smartwohnung weil die ist viel zu klein, also sozusagen in unserem Milieu ist man sehr schnell sozusagen damit irgendwie Normen aufzustellen, was mindestens sein muss, sprich auch ganz offen manchmal von dem guten Leben, das man alles sozusagen ermöglichen möchte, was ja eh nett ist aber ich glaube das gute Leben gibt's eben nicht, es gibt so viele gute Leben, so viele unterschiedliche gute Leben und das sieht man vielleicht auch ein bisschen in der Stadt ein bisschen mehr, wenn man da hinschaut in diesen gemischten, urbanen Stadtgebieten.“ (I14)

Eine solche Anerkennung ist nicht einfach so gegeben, sondern bedarf in dieser Deutung einer Anstrengung, eines geschulten und bewussten Blicks, sowie einer Reflexion eigener Norm- und Wertvorstellungen, um diese Sichtbarkeit von Lebensrealitäten, die strukturell tendenziell eher verborgen bleiben, herzustellen. Mit dieser grundlegenden Distanzierung wird jedoch eine Bewertung dieser unterschiedlichen Lebensrealitäten vermieden, was auch dazu führt, dass etwaige durchaus prekäre Wohn- oder Lebensverhältnisse anerkannt, aber bisweilen per se nicht problematisiert werden. So sind zwar unangenehme Aspekte der urbanen Realität wie Gewalt und extreme Armut zwar „anstrengend“, aber gehören zu dieser Vorstellung einer inklusiven Stadt dazu:

„Ich denke irgendwie es gehört ein bisschen zu einer Großstadt dazu, es hat schon ein bisschen was Internationales einfach, eine Großstadt ist einfach gemischt und nicht irgendwie nur Österreicher und Weiße, ja ist sicher manchmal auch anstrengend weil man genug dann Dinge sieht, die man vielleicht gar nicht so sehen will, vielleicht auch teilweise Gewalt, Verwahrlosung, Armut, Krankheit, irgendwelche Leute die wirklich, weiß ich nicht,

mit den komischsten Ausschlägen durch die Gegend laufen und so, ist eh nicht immer ganz fein aber das gehört ein bisschen dazu.“ (I10)

Dass, was den öffentlichen Raum so attraktiv macht, ist abgesehen von der bereits erwähnten Diversität seine „Lebendigkeit“ (I15) und Unvorhersehbarkeit, damit einhergehend auch ein gewisser Grad an Unordnung. So spricht ein Interviewpartner von der Straße als „zweitem Wohnzimmer“, das eben auch „dreckig werden kann“ (I10), die damit einerseits einen Ort darstellt, den sich viele, unterschiedliche Personen durch ihre Nutzung aneignen können, aber sich auch dadurch auszeichnet, dass hier Neues und Unbekanntes vorgefunden werden und entstehen kann:

„Und das ist halt schon glaube ich was, was mir wichtig ist, einfach rauszugehen und Dinge vorzufinden, [...] auch gewisse Lebendigkeit, also wenn man auf die Straße geht, sobald ich aus der Türe raus gehe, sozusagen ändert sich die Welt und es sind Horden von Menschen draußen und eben sozusagen auch sehr, sehr bunte Mischung, also ich finde das immer wieder super.“ (I14)

Diese Mischung wird als „spannend“ (I17) empfunden, dient auf persönlicher Ebene der Erweiterung des eigenen Horizonts. Damit soll auch der Bildung von Filterblasen vorgebeugt werden, was jedoch mit Tendenzen der Homogenisierung von Wohnumfeldern, die sich auch in Wien durchaus räumlich durch Gentrifizierungs- und Segregationsprozesse ausbilden, in einem Widerspruch steht:

„Das Schöne ist dann, dass man doch über die Zeit möglicherweise eine Art von Kontakt hat oder eine Art von Austausch auch, und wenn es nur so Plaudern ist und ich finde die Tendenz, dass man da in der Blase landet ist eh extrem gegeben, ist auch nicht immer schlimm weil das Homogene hat ja auch was Angenehmes aber wenn das Wohnumfeld, wenn das auch so homogen ist, wo soll ich denn dann was mitbekommen, wie soll ich mir denn meine Meinung bilden tatsächlich, nur weil ich jetzt in einer Filterblase bin.“ (I10)

Schließlich wird in diesem Zusammenhang auch das Wohnen im Sinne einer Teilhabe an einer urbanen Infrastruktur gedeutet, die vor allem den Wert, in zentraler Lage in einer Stadt zu leben, ausmacht. Diese kann sich einerseits auf diverse Formen der öffentlichen Mobilität beziehen, die dazu dienen sollen, sich vom Wohnort auch komfortabel wegbewegen zu können, somit die Möglichkeit bieten, auch andere Orte günstig und vor allem auch ökologisch nachhaltig erschließen zu können. In dieser Deutung wird das Wohnen bisweilen auch breiter als das Leben im urbanen Raum begriffen:

„Lange war es einfach wirklich ein Dach über dem Kopf zu haben, ich war da immer recht wenig anspruchsvoll, auch weil sich viel soziales Leben in der Jugend einfach draußen abspielt und man kann, wenn nicht gerade Pandemie ist, rausgehen, man kann Freunde treffen, man setzt sich irgendwo in einen Park oder in ein Lokal, also es ist einfach weniger wichtig, wie man wohnt, Hauptsache man ist schnell überall, wo man hinmöchte.“ (I8)

Andererseits wird hier vor allem auch auf die Diversität kultureller Angebote Bezug genommen, die wiederum ebenfalls zentrale Instanzen der Teilhabe darstellen. Ähnlich wie

im Deutungsmuster der Abgrenzung, wodurch ein privater Raum konstruiert wird, der eine Vielfalt an Verhaltens- und Nutzungsweisen erlaubt, entsteht auch hier das Bild eines unendlichen Möglichkeitsraums, dessen Wert darin besteht, dass er ein Potential bietet, das jedoch nicht zwingend genutzt werden muss:

„Ich liebe die Möglichkeiten, die eine Stadt bietet, das heißt ich muss nicht aufs Fahrrad oder ins Auto einsteigen, um in den Supermarkt zu kommen, sondern ich habe ihn de facto vor der Haustür, ich habe mehrere Ärztinnen und Ärzte in der Umgebung, die alle, sage ich mal, erreichbar sind, ich habe Infrastruktur, ich brauche kein Auto, ich habe die komplette Infrastruktur, die Straßenbahn, die U-Bahn, ich kann, wenn ich will, wenn wir wieder dürfen, ins Theater, ins Kino oder ins Museum gehen, ja, also mich macht die Stadt sehr zufrieden und sehr glücklich, auch wenn ich die Möglichkeiten alle nicht nutze, es ist einfach sehr nettes Gefühl zu wissen, dass man es könnte, das finde ich einfach sehr angenehm.“ (I5)

6.1.4 Wohnen als Verankerung

Diese Deutung begreift das Wohnen als eine Art und Weise, sich sozial, räumlich und symbolisch zu verankern, die häufig auch mit Konzeptionen des Zuhauses einhergeht. Somit zeichnet das Wohnen vor allem der Aspekt der Fixierung aus, einerseits institutionalisiert in der Norm der Sesshaftigkeit, aber auch in diversen Vorstellungen der Stabilität sowie lokaler Zugehörigkeit, die mit affektiven Zuschreibungen wie des Gefühls der Geborgenheit und Vertrautheit verknüpft werden.

Wohnen im Spannungsfeld von Bewegen und Ankommen: der sichere Hafen

So wird wiederholt Bezug auf die Metapher des *sicheren Hafens* genommen – zwar sind hier ebenfalls Bedeutungselemente der Abgrenzung enthalten, da sich hierin auch die Idee eines Rückzugsortes widerspiegelt, aber im Kontext dieses Deutungsmusters zeichnet sich dieser vor allem durch seine Stabilität, räumliche Fixierung wie auch der Möglichkeit der Hin- und Abwendung aus:

„Dass ich die Erfahrung gemacht habe, dass mir mein Zuhause irgendwie voll wichtig ist, auch wenn ich dann wieder viel unterwegs oder woanders bin aber einfach so zu wissen es gibt da diesen einen Ort, zu dem kann ich immer wieder zurückkehren, also es gibt auch ein bisschen Stabilität und Sicherheit.“ (I19)

Das Wohnen bietet somit einen Fixpunkt, von dem aus „die Welt“ erschlossen werden kann und der über eine dauerhafte Zugänglichkeit verfügt. Es geht hierbei auch weniger darum, tatsächlich regelmäßig zurückzukehren, sondern vielmehr ist das Wissen, dass es einen Ort gibt, an dem man jedenfalls willkommen ist, gewissermaßen einen Platz in der Welt hat, bedeutsam. Dies erinnert auch an phänomenologische Konzeptionen des Wohnens, die es an das Bleiben binden. So schreibt beispielsweise Otto Bollnow: „Wohnen aber heißt, an einem bestimmten Ort zu Hause sein, in ihm verwurzelt sein und an ihn hingehören“ (Bollnow 2010 [1963], S. 125). Auch hier wird die Zugehörigkeit im Sinne einer räumlichen

Fixierung begriffen, die sich vor allem durch Kontinuität auszeichnet, gleichzeitig bindet der Begriff der Verwurzelung den Wohnort stärker an die eigene Geschichte sowie das Konzept einer Heimat – während die Wurzeln die eigene Abstammung markieren, kann der Anker prinzipiell an mehreren und unterschiedlichen Orten ausgeworfen werden. Im Gegensatz zur Verwurzelung Bollnows, die sich dezidiert auf *einen bestimmten Ort* bezieht, erfasst das Konzept der Verankerung auch stärker den Aspekt der Bewegung, ist somit auch nützlich, um diverse Formen der Mobilität und Multilokalität zu begreifen (siehe auch Hilti 2013). Verankerung ist nichts, was lediglich durch den Aufenthalt an einem bestimmten Ort entsteht, sondern wird vor allem durch soziale und emotionale Bezüge hergestellt werden, die im Lebensverlauf entstehen, wie auch Nicola Hilti in ihrer Studie (2013) aufzeigt.

Metaphorisch ist dies durch das Ankommen gekennzeichnet. Dieses kann, in einem weniger übertragenen Sinne, ritualisierte Formen des nach Hause Kommens bezeichnen, die mit einem Wechsel von Lebensbereichen und Rollen in Verbindung gebracht werden:

„Die Zeit für mich ist oft die Zeit, haben wir ja bei uns in der Familie gemerkt zum Ankommen, es ist ganz wichtig anzukommen, runter zu fahren, sich zu entrollen, aus seiner Arbeitsrolle, sozusagen nicht gleich sich in die nächste Rolle zu stürzen, da habe ich festgestellt, dass das ein wichtiger Prozess ist, einfach einmal sich hinzuhauen, nichts zu tun, ein Buch zu lesen oder in die Glotze zu schauen einmal eine halbe Stunde oder so, das hilft sozusagen wechseln zu können von einem Lebensbereich in den anderen sozusagen, ich glaube das ist ein wichtiger Punkt und dann sozusagen im Wohnen anzukommen.“ (I16)

Das Ankommen markiert hier somit einen Übergang, der in diesem Beispiel durch eine Rückzugs- und Ruhephase initiiert wird und ein sich Einstellen auf die Erfordernisse und Gegebenheiten im Wohnen mit der Familie beinhaltet. Diese unterscheiden sich grundlegend von jenen der Arbeitswelt, somit wird auch hier eine Grenzziehung zwischen diesen beiden Bereichen deutlich, wie sie bereits in Kapitel 6.1.1. ausführlich beschrieben wurde. Diese Grenze spiegelt sich auch in einer starken räumlichen Trennung dieser Lebensbereiche wider: So arbeitet die interviewte Person innerstädtisch, hat sich aber bewusst für einen Wohnsitz am Stadtrand entschieden, wodurch sich auch die jeweiligen Umgebungen in ihrer Materialität stark voneinander unterscheiden. Damit einhergehend wird auch der längere Anfahrtsweg in diesen Prozess des Ankommens miteinbezogen und wird somit zu einer „Zwischenwelt“ (Hilti 2013, S. 213ff), die durch die Unterstützung dieses Übergangs eine eigenständige Funktion erfüllt:

„Diese Fahrzeit nachhause, das ist für mich was Wichtiges, ich bin öffentlich unterwegs, ich fahre eine Dreiviertelstunde, das ist man halt am Stadtrand gewohnt, wenn man am Stadtrand wohnt und das hilft auch beim Entrollen, beim Runterkommen, beim Rauskommen und dann auf einmal, dass es halt eine andere, doch noch, gerade noch eine andere Umgebung ist als jetzt hier wo ich arbeite. Es ist eine andere bauliche Struktur, die halt noch ein bisschen unterschiedlich ist und dieser Unterschied schon zwischen Arbeit und privat hilft sozusagen auch, wann ich wo bin.“ (I16).

Auf einer anderen Ebene markiert das Ankommen auch das Erreichen eines gewünschten Wohnstatus beziehungsweise Arrangements sowie seine längerfristige Beibehaltung. Dieses vollzieht sich nicht im Moment der Schlüsselübergabe oder beim erstmaligen Überschreiten der Türschwelle, sondern ist ein längerer Prozess, der sich unter anderem über die affektive Aneignung von Gegenständen konstituiert.

„Aber zuhause dann ankommen, dieses Gefühl zu erleben, wenn man dann die Türe hinter sich zumacht und weiß, das ist meine Küche, das ist mein WC, das ist meine Dusche, das ist eben meine Bank, mein Sessel, wo ich mich einfach zuhause fühle, das ist jetzt meins und da ist ein weiter Schritt, von dem Tag, wo man die Schlüssel übergibt, bis man zuhause angekommen ist.“ (I1)

Das Ankommen ist in diesem Sinne auch eng verwoben mit der Schaffung eines Zuhauses, der einen ideellen Ort der Sicherheit, Vertrautheit und Geborgenheit darstellt und, wie bereits in Kapitel 4.3. dargestellt, vor allem affektiv erfahren wird. Das, was den Hafen so sicher erscheinen lässt, ist seine Beständigkeit und Vertrautheit – *„man weiß im Wesentlichen, was einen erwartet“* (I16), sei es die dort befindlichen Menschen, Gegenstände, Tiere oder Begebenheiten. Diese Form der Raumaneignung beschränkt sich jedoch nicht lediglich auf privat markierte Wohnbereiche, sondern kann sich ebenso auf das soziale Umfeld erstrecken. So schildert ein Interviewpartner das Gefühl des Ankommens wie folgt:

„Ja, ich überlege was das für ein Gefühl ist tatsächlich, Geborgenheit, das Gefühl, ich kenne mich aus, das ist was Gewohntes möglicherweise auch, es ist etwas, dass es nett ist wenn man begrüßt wird zum Beispiel oder kurz mit einem plaudert, da gibt es auch eine gewisse Akzeptanz, wenn mich jetzt keiner anschauen würde und keiner mit mir reden würde, würde ich denken, dann würde ich mich fremd fühlen und will jetzt keiner mit mir was zu tun haben, ohne dass ich jetzt mit jedem in meiner Nachbarschaft was zu tun haben will, jetzt in der Grundtendenz des gegenseitigen Wahrnehmens, woraus mehr entstehen kann und das ist glaube ich ein Gefühl, also so ähnlich glaube ich wenn man die ersten ein, zwei Male ins Café geht, ist ganz normal und wenn man dann aber jede Woche zweimal ins Café geht und die Person weiß schon was man trinkt und man kommt ins Plaudern, dann kenne ich in Städten wo ich neu gelebt habe, dann so, ah jetzt bin ich angekommen, jetzt gibt's eine Wahrnehmung, ich bin nicht kurz auf Besuch da, sondern ich bin länger da und ich glaube das ist das Reizvolle daran.“ (I10)

Somit konstituiert sich das Ankommen auch durch ritualisierte Praktiken wie den regelmäßigen Kaffeehausbesuch und sonstiger, wenngleich auch oberflächlicher Interaktionen im öffentlichen Raum. Diese münden schließlich in ein Erkennt-Werden, also in eine wechselseitige Wahrnehmung und Akzeptanz einer sozialräumlichen Zugehörigkeit, die auch kommunikativ – beispielsweise durch das Grüßen – bestätigt wird. Das Ankommen ist somit weder lediglich ein Akt noch ein Gefühl, sondern vor allem ein intersubjektiver Prozess, der seitens eines ebenfalls dort ansässigen Gegenübers einer stetigen Aktualisierung und Validierung bedarf.

Das stabile Wohnen

Wie bereits angeschnitten impliziert die Verankerung eine bestimmte Stabilität, die das Wohnen auszeichnet, und welche auf unterschiedlichen Ebenen verwirklicht wird: Im Sinne einer Beständigkeit gegenüber Veränderungen, der daraus resultierenden Vertrautheit mit dem weitesten (sozialen) Wohnumfeld, aber auch, indem im Wohnen selbst subjektiv bedeutsame Routinen gesetzt werden, welche seine Stabilität ausmachen.

So zeigt sich hier in besonderem Maße die Norm beziehungsweise das Ideal der Sesshaftigkeit, wobei hier dezidiert auch auf die Stabilität des Wohnsitzes Bezug genommen wird:

„Ich glaube Vertrautheit macht aus sozusagen das, was man kennt, eben dass sich nicht ständig irgendwas ändert, dass man nicht heute dort wohnt und die nächste Woche muss man wieder übersiedeln, [...] und auch was die sozialen Beziehungen betreffen natürlich, dass die auch stabil bleiben, ich glaube das macht viel aus, zum einen ist es der Ort, andererseits sind es die sozialen Beziehungen.“ (I19)

Auch eine Interviewpartnerin, die Zeit ihres Lebens in einer Wohnung gelebt hat, schätzt, dass sich hier eben nichts verändert. Die Beständigkeit ihrer Wohnsituation, die ebenso leiblich durch bestimmte Gerüche erfahren wird, stellt auch Kontinuität in ihrer gesamten Lebensgeschichte her, die wiederum dazu führt, dass es ihr schwerfällt, umzuziehen:

„Dieses Gefühl zuhause zu sein, sich wohlfühlen, was man vielleicht aus der Kindheit schon kennt oder so, einfach wo heimkommen, wo man weiß, das ist seins oder da hat man sein Zimmer, da sind seine Sachen, da sind Gerüche die man kennt und Dinge, die man kennt und das ist wie ein Anker, da komm ich hin, das gibt dann Geborgenheit und bei mir hat die Wohnung, in der ich wohne einfach auch eine Geschichte, das ist Geborgenheit (seit?) meiner frühesten Kindheit in der Wohnung, (unv.) wo ich wohn, da bin ich aufgewachsen.“ (I20)

Eine andere Form der Verankerung vollzieht sich über die Identifikation mit der Historie des Grätzls. Auch hier findet eine Verknüpfung der eigenen Identität mit jener des Ortes statt, jedoch geht diese über die eigene Lebenszeit hinaus – man hat gewissermaßen Teil an der urbanen Geschichte. So erzählt eine interviewte Person, dass es ihr ein besonderes Anliegen war, in „ein Gebäude [zu ziehen], das eine Geschichte erzählt, [...] dass das etwas Interessantes ist, [...] dass man in die Geschichte eingebettet ist, dass es Dinge hier gibt, die es anderswo nicht gibt, die das Besondere ausmachen, auch die Geschäfte, die in der Umgebung sind“ (I12).

Abgesehen davon kennzeichnet das stabile Wohnen auch ein „Umfeld, das sich nicht ständig verändert“ (I19) – so drückt ein anderer Interviewpartner seine „Irritation“ (I16) darüber aus, dass sich sein unmittelbares Wohnumfeld durch die Bebauung eines vormals leeren Feldes gewandelt hat. Das Wohnen kennzeichnet in dieser Deutung somit eine

Vorhersehbarkeit, die sich jedoch nicht lediglich durch die bereits diskutierten Formen der Beständigkeit konstituiert, sondern über Rituale und Routinen, die mit einer besonderen Symbolik aufgeladen sind. Sie dienen dazu, bestimmte Fixpunkte im Tagesverlauf zu markieren und diesen somit zu strukturieren. So antwortet eine Person auf die Frage, warum ihr ihr Rückzugsort wichtig sei wie folgt:

„Das ist der Platz, wo ich dann abends mich niederlege, meinen Tee noch trinke oder morgens früh mit dem Kaffee aufwache, den Tag beginne. Also den Tag beenden, den Tag beginnen, manchmal auch, an regnerischen Tagen, wie zum Beispiel letzten Freitag hatte ich frei, wo ich dann erst nachmittags um drei aufgestanden bin, weil ich den Tag versumpert habe, also so einfach mal einen Tag auch dort zu verträdeln im Bett.“ (I2)

Ein anderer Interviewpartner berichtet ausführlich von diversen Ritualen, die in seiner Familie üblich sind, angefangen vom Füttern der Katze, dem gemeinsamen Essen und Plaudern bis hin zum Trampolin hüpfen des Sohnes, das diesem fehle und nachgeholt werden müsse, wenn dieser am Wochenende bei seinem leiblichen Vater übernachtet. Stabilität muss somit nicht zwingend an räumliche Strukturen gebunden sein, sondern kann auch über sich wiederholende Praktiken hergestellt werden, wie eine ritualisierte Rückzugsphase im Bett, die ebenso Sicherheit vermittelt. Genauso wichtig wie ihre strukturierende Funktion ist aber auch die Möglichkeit, diese Ankerpunkte verschieben zu können: Wenn es die Zeit und die Situation erlauben, kann der Rückzug auch ausgedehnt werden, der Tag auch später begonnen werden. Diese flexiblen Ankerpunkte bieten eine Orientierung für das Selbst, wie auch für andere im Zusammenleben, indem diese einer ständigen, und damit auch potenziell anstrengenden Aushandlung ein Stück weit entzogen werden, ohne jedoch, dass dies als ein einschränkender Eingriff in das eigene Handeln begriffen wird:

„Es hat sozusagen eine Symbolik für uns alle und ich glaube diese Symboliken haben im Wohnen auch eine große Bedeutung im Miteinander weil wir nicht ständig alles neu vereinbaren und austragen müssen, sondern wir uns darauf verlassen können, dass gewisse Sachen so sind, jeder Tag ist immer anders aber trotzdem haben wir unsere Ankerpunkte und wir nehmen uns die Freiheit auch einen Ankerpunkt einmal verändern zu können aber Ankerpunkte sind hilfreich weil die helfen oft zum Orientieren und die helfen, dass wir eine Struktur aufrecht erhalten können.“ (I16)

Existenzielle und rechtlich-ökonomische Aspekte der Sesshaftigkeit

Institutionalisiert ist die Verankerung beziehungsweise die Norm der Sesshaftigkeit ebenfalls durch den Meldezettel, der faktisch die Grundlage für eine freie Lebensgestaltung und diverse Formen der Teilhabe bietet:

„Also egal ob das heißt [...] ein soziales Umfeld zu haben, um es allgemeiner zu machen, um arbeiten gehen zu können, eine Postadresse zu haben, aber auch um politisch aktiv, also sozusagen Partizipation gesellschaftlich in jeglicher Ausprägung und Form, das scheint mir eigentlich nur möglich, wenn ich sozusagen einen festen Wohnsitz oder eben ein Dach über

dem Kopf habe, also anders geht's halt nicht, es ist auch nicht ohne Grund ein Menschenrecht Wohnen.“ (I15)

Das Wohnen wird hier als Voraussetzung für die soziale Existenz begriffen, als Grundbedürfnis, aus dem das Recht auf Wohnen im Sinne eines Grundrechts legitimiert wird. Als Dach über dem Kopf begreift auch ein anderer Interviewpartner „sozusagen de[n] Platz, an dem ich fix verankert bin“, der „das Allerwichtigste, das Grundlegendste“ (I17) darstellt. Während das Zuhause mit positiven emotionalen Zuschreibungen aufgeladen ist, werden erzwungene, häufige Wohnortwechsel mit negativen Affekten wie Unbehagen oder einer Angst verbunden, was auch an folgender Antwort auf die Frage, was „gutes Wohnen“ sei, deutlich wird:

„Damit meine ich eben ein sicheres Wohnen, ein Wohnen ohne Angst, dass man das Gefühl hat man muss da jetzt bald raus [...] und eben genauso das mit dem, dass es leistbar ist und dass es eine, vor allem eine gewisse Sicherheit gibt, dass man da nicht bald raus muss und so.“ (I3)

Besonders stark institutionalisiert ist die Norm der Sesshaftigkeit in der Bedeutung des Eigentums, das nicht nur in besonderem Maße räumlich bindet, sondern auch jene Wohnform ist, die die größte Freiheit in der (Um-)Gestaltung des Wohnraums erlaubt, wodurch dieser auch auf räumlicher Ebene angeeignet wird – darauf werde ich im Detail im darauffolgenden Kapitel eingehen. Dass sich jedoch dies ebenfalls aufs Wohnerleben auswirkt, wird in besonderem Maße von einer Person reflektiert, die in der Vergangenheit in einer Eigentumswohnung gewohnt hat, aber gegenwärtig multilokal wohnt und zwischen mehreren, befristeten Wohnsitzen in unterschiedlichen Städten pendelt, was gesamt auch als belastend erlebt wird:

„Also ich habe irgendwie gemerkt, dass man tatsächlich in einer Eigentumswohnung anders wohnt, also alleine dass man so sagen kann, wenn es um Wohnqualität geht und so, [...] wenn man so einen unbefristeten Mietvertrag hat, dann kann man sich halt irgendwie anders einrichten, dann kann man auch im Prinzip die Möbel ein bisschen platzsparender anrichten oder irgendwo was einbauen wo man sagt okay, das ist jetzt praktischer so zu haben und bei mir jetzt mit meinem Dreijahres-Mietvertrag [...] da denkst du dir halt bei jedem Nagel irgendwie, mache ich das jetzt noch oder die Lampen aufhängen, ja brauche ich eigentlich nicht weil in drei Jahren hänge ich sie wieder ab, das fand ich jetzt nochmal interessant [...] Im Prinzip ist es auch die Frage dann langfristig, wie du dich da im Viertel dazugehörig fühlst, das würde ich auch sagen, dass sich das wandelt.“ (I18)

Diese Deutungen spiegeln ein zunehmendes Spannungsverhältnis zwischen der Norm der Sesshaftigkeit sowie der Realität wider (Reinprecht/Kachapova 2024): Zum einen sind individuelle Lebensverläufe zunehmend durch Brüche oder Veränderungen gekennzeichnet, die eine (rasche) Änderung der Wohnsituation erforderlich machen, wie beispielsweise bei zuletzt zitiertem Interviewpartner, der berufsbedingt mit hohen Mobilitätsansprüchen, was seinen Wohnsitz betrifft, konfrontiert ist. Aber auch Trennungen, Erkrankungen,

Einkommenseinbußen durch Jobverlust oder Pensionierungen, das Zusammenziehen mit Partner:in, Familiengründungen wie auch Übergänge (Jugend und vor allem Alter) bilden einen diesbezüglichen, kollektiven Erfahrungshorizont ab. Diese Notwendigkeit wie auch sich wandelnde Wohnbedürfnisse kann der (Wiener) Wohnungsmarkt jedoch nur schwer bedienen. So wird im privaten Wohnsektor, der sich prinzipiell durch einen hohen Grad an Flexibilität und Durchlässigkeit auszeichnet, gegenwärtig vornehmlich befristet und vergleichsweise teuer vermietet (Statistik Austria 2023, S. 20ff). Das geförderte und allen voran kommunale Wohnsegment ist zwar bedeutend kostengünstiger, verfügt aber über hohe Zugangsschwellen wie beispielsweise eine zweijährige, durchgehende Meldung an einer Hauptmeldeadresse in Wien sowie auch lange Wartezeiten auf eine Wohnung, und stellt somit – insbesondere für jene, deren (jüngere) Wohnbiographie von Instabilitäten und Brüchen gekennzeichnet ist, keine wirkliche Alternative dar.

6.1.5 Wohnen als Gestalten

Dabei handelt es sich um ein Deutungsmuster, das wohl am stärksten in Bedeutungsaspekten der vorangegangenen enthalten ist, dennoch möchte ich es separat herausgreifen, da die Bedeutung des Wohnens als gestaltende Praxis mir als besonders bedeutsame erscheint, die gleichzeitig nicht zwingend an die anderen Dimensionen gebunden sein muss. Wenngleich es somit inhaltlich Überlappungen zur Bedeutung des Wohnens als Begrenzung gibt, da diese Grenzziehung als konstitutiv für autonomes Handeln gedeutet wird, zielt die Gestaltung stärker darauf ab, verändernd in die Lebenswelt einzugreifen, die nicht zwingend an die Grenze gebunden ist, sondern zumindest auch eine kleine Öffentlichkeit adressiert beziehungsweise auch in einem gemeinsamen Prozess vonstattengeht.

Wohnen als Sich-Einrichten

Das, was vor allem das Wohnen oder auch das Zuhause, von einem Unterstand oder einen nicht metaphorischen Dach über dem Kopf unterscheidet, ist, dass es sich bei ersterem um einen *selbstgeschaffenen* Wohlfühlort handelt:

„Ja weil einfach zum Wohnen, damit man sich zuhause fühlt, braucht man gewisse Gegenstände, eben wie Bilder oder wie gewisse Möbelstücke, weil erst mit diesen Bildern und diesen Möbelstücken wird aus einer Wohnung ein Zuhause und Wohnen ist ja nicht nur einfach sich irgendwo in einem Raum aufhalten, sondern Wohnen ist ja ein Rückzugsort, wo man sich zurückzieht, wo man sich wohlfühlt und den muss man eben auch so gestalten, dass man sich wohlfühlen kann.“ (I1)

Im (sich) Einrichten werden Objekte angeschafft und mit Bedeutung versehen, die das Wohlfühlen – das hier fast schon als normative, individuelle Aufgabe gefasst wird – erst ermöglichen. Somit ist das Sich-Einrichten eine zwingende Grundvoraussetzung dafür, dass

sich ein Wohnen von einem „Wo-Unterkommen“ unterscheidet und eine Form von Arbeit. So erinnern diesbezügliche Schilderungen bisweilen an die Fertigung eines Werkes, in das zahlreiche Überlegungen, Zeit wie auch Mühe hineinfließen, die wiederum den besonderen, subjektiven Wert der Wohnungseinrichtung ausmachen.

„Naja, zum einen kann das, also zum einen kann das Suchen und das Aussuchen schon Spaß machen, manchmal kann es auch anstrengend sein, aber es kann grundsätzlich Spaß machen, dass man sich denkt man hat dort oder da was gefunden und das ist was Besonderes, oder? Also nur dadurch, dass man es gefunden hat, nicht weil es so teuer ist oder weil man es bei einem besonderen Tischler unter viel Arbeit herstellen hat lassen, sondern weil man es irgendwo gesucht und gefunden hat und weil man sich dann denkt, das passt, weil es dadurch den Wohlfühlfaktor erhöht und weil man sich, sollte man es jemals finden, dann darüber freut, es gefunden zu haben, irgendwann mal.“ (17)

Der Wert der Einrichtung ist somit vorrangig kein monetärer, sondern ein ideeller. Damit einhergehend wird auch die Möglichkeit, sich einzurichten in dieser Auffassung von finanziellen Möglichkeiten entkoppelt. Dass diese jedoch zweifelsohne bedeutsam sind, zeigt sich anhand des folgenden Ausschnittes, wenngleich auch hier deutlich wird, dass entsprechendes Bemühen etwaige ökonomisch bedingte Einschränkungen kompensieren kann:

„Also es ist auch immer eine Geschichte, die sich natürlich darin orientiert, wie zweckmäßig ist jetzt eine Wohnung, weil Wohnung, wie gesagt, das kommt auch aufs Geld drauf an und in welcher Situation befindet man sich, es sind zwei Dinge, da ist dann immer Wunsch und Realität sind auch oft nicht das Gleiche, also muss man auch unterscheiden, was ich mir wünsche als Wohnung und was ich dann tatsächlich als Wohnung haben kann aber man kann, wenn man will natürlich, aus allem etwas Positives machen, nur muss man sich damit beschäftigen“ (11)

Gleichzeitig wird in der Gestaltung auch ein Akt der Aneignung, der Besitznahme deutlich: Indem verändernd in das Umfeld eingegriffen wird, wird es als etwas Eigenes markiert. Der eigene Wohnraum wird hier gewissermaßen als leere Leinwand begriffen, auf der man sich „austoben“ darf, als Raum „ohne vordefinierten Zweck“ (119), der eine Vielzahl an flexiblen Nutzungen ermöglicht. Das Sich-Einrichten ist etwas prozesshaftes, worin sich ebenfalls wandelnde Bedürfnisse und Wünsche widerspiegeln, gleichzeitig wird hier auch mittels bestimmter Gegenstände, die mit einer hohen subjektiven Bedeutung versehen und immer wieder neu arrangiert werden, Kontinuität und Stabilität hergestellt:

„Und dann kommts natürlich auf Aneignung an, da gibt's schon Möglichkeiten, also wenn ich vorhin sowas wie [...] Nutzungsvielfalt oder Flexibilität oder sowas gesagt habe, ja dann kann ich da, also dieses Regal das stand schon in zig Räumen immer wieder in anderen Positionen oder meine Gitarren die hängen da, die hingen auch schon woanders, also das bin schon ich, ich habe gar nicht so viele Gegenstände, an denen ich hänge aber, ich bin eigentlich nicht so gegenstandsaffin mehr aber irgendwie gehört es doch dazu, die ein oder

anderen Objekte, die man mitnimmt und die man sich jederzeit, ja, damit schmück ich mir das aus.“ (I9)

Tatsächlich jedoch sind Gestaltungsspielräume im Wohnen durch die Materialität des Wohnraums limitiert: So bilden normierte Wohnungsgrundrisse sowie die darin eingeschriebene funktionale Einrichtung von Wohnräumen, beispielsweise durch Anschlüsse, die eine bestimmte (funktionale) Nutzung beziehungsweise Platzierung von Geräten und Möbeln nahezu erzwingen, eine starke Einschränkung in dieser vermeintlichen Flexibilität und Offenheit. Silke Steets (2015, S. 229f) begreift den Prozess der Aneignung, der sich im Wohnen vollzieht, als Wechselspiel von Internalisierung und Externalisierung, wobei sie Bezug auf die Denkfigur von Berger und Luckmann nimmt⁷. Internalisierung heißt die gegebenen materiellen Strukturen vor allem mittels Körpertechniken, aber auch der Übernahme „ins subjektive Bewusstsein“ (ebd., S. 211) zu den eigenen zu machen, also sich in vielfältiger Weise auf ihre Regelmäßigkeit einzustellen, während Externalisierung den umgekehrten Vorgang, also die Anpassung der Materialität an die eigenen Wohnvorstellungen beinhaltet. So schreibt Steets: „Jede aneignende Handhabung der gebauten Welt impliziert ihre mehr oder weniger kreative Veränderung durch diejenigen, die sie handhaben“ (ebd., S. 230). Die Möglichkeit, mittels großer Umbauarbeiten diesbezügliche Änderungen vornehmen zu können, somit auch aktiv gestaltend in die Materialität des Wohnraums einzugreifen, wird auch in folgendem Auszug als besonders bedeutsamer Prozess der Aneignung gedeutet:

„Ja ich glaube tatsächlich, dass Wohnungseinrichtung und die Frage, wie man sich eine Wohnung einrichtet, wie man sie sich gestaltet, wie man vom kleinsten, im Sinne von Wandfarbe bis wirklich zu baulichen Änderungen, dass man einen Besitz nimmt, das ist glaube ich für mich schon auch ein wichtiger Punkt, also ich habe die Wohnung in der ich jetzt wohne sehr massiv umgebaut zum Beispiel und das war mir schon wichtig es so zu haben, also mit meiner Frau zusammen, wie es uns gefällt, also auch die Steckdosen da zu haben, wo man sie haben will, die Lampen so zu haben, wie man sie haben will, all diese Dinge ist dieses in Besitz nehmen von Wohnraum, das ist mir zum Beispiel ganz wichtig auch.“ (I11)

Wie bereits im Deutungsmuster der Verankerung diskutiert, setzt dies zumindest die Möglichkeit, dass diese Änderungen auch tatsächlich legitimerweise umgesetzt werden können, voraus – sofern es sich nicht um Eigentum handelt, bieten Mietverhältnisse hier unterschiedlich große Freiräume, solche baulichen Änderungen auch vornehmen zu können.

⁷ Gesellschaft beziehungsweise Wissen wird bei Berger und Luckmann durch wechselseitig ablaufende Prozesse der Internalisierung, Externalisierung und Objektivierung erzeugt. Internalisierung meint die „Einverleibung“ der sozialen Welt durch Sozialisationsprozesse, während Externalisierung die „Entäußerung“ dieses Wissens in Kommunikation bezeichnet (Berger/Luckmann 1980, S. 65).

Gestaltungsspielräume sind somit ebenso abhängig von rechtlich-ökonomischen Bedingungen des Wohnens. In diesem Zusammenhang schildert ein anderer Interviewpartner, wie im Zuge der Parifizierung seines Wohnhauses, das hierdurch von einem Miethaus zu einem Eigentumshaus wurde, sich der Innenhof entsprechend den Bedürfnissen der Einwohner:innen, allen voran jungen Familien, gewandelt hat, indem dort ein Kinderspielplatz sowie ein angenehmer Ort zum Verweilen für Erwachsene errichtet wurde:

„Sozusagen was da passiert mit diesem Innenhof, das fand ich total irre, diese Transformation, auch nochmal zu dieser Eigentumsperspektive, weil das hat natürlich was zu tun damit, dass dann Jüngere gekommen sind und so weiter, aber es waren auch vorher Kinder im Haus, es hat auch wirklich was zu tun, dass die Leute jetzt dann ein anderes Verhältnis und auch eine andere Möglichkeit hatten weil es gibt ja auch Vermieter die sagen, sie wollen da keinen Spielplatz haben weil das zu viel Krach macht und so, also das finde ich total super, diesen Innenhof, da gibt's echt relativ viele Feste.“ (I18)

Wohnen als Spiegel und Kultivierung des Selbst

Erst durch das Einrichten, das Aneignen und Gestalten wird der Raum *lebendig* – tatsächlich handelt es sich um einen Topos auf den in diesem Zusammenhang wiederholt Bezug genommen wird. Die gewissermaßen tote Materialität des Wohnraums wird, indem sich etwas Persönliches darin widerspiegelt, mit Leben versehen, sie bildet somit eine Hülle, die dem Ich einen sicheren Raum für individuelle Entfaltung bietet – aber damit auch ein Konfliktpotential im Zusammenleben mit anderen Personen birgt:

„Wenn Sie jetzt in eine neue Wohnung kommen oder in ein neues Zimmer und da ist nichts drinnen, außer die kahlen Wände, dann muss ja irgendwas damit passieren und damit dieser Raum ein Leben entwickelt, muss man den Raum beginnen zu gestalten, gibt es auch wieder unterschiedliche Typen, manche hängen Bilder auf, andere wollen das einfach ganz schlicht und einfach, stellen einfach irgendwelche Möbel hinein und der Dritte stellt das voll mit Blumen und dadurch entwickelt der Raum eine gewisse Aura, ein gewisses Flair, das eben dann zu der Person passt, die dort lebt und das ist in Partnerschaften oft so schwierig, wenn zwei Typen aufeinander treffen, die zwei völlig verschiedene Ansichten von Raum haben, dann tun sich die extrem schwer beim Einrichten und dann muss man eben, wenn man in Partnerschaften in eine Wohnung zieht, muss man immer Kompromisse eingehen [...] darum sagen auch oft so Wohnungen sehr viel über die Menschen aus, die dort wohnen, wenn man die Wohnung sieht. Weil man bis zu einem gewissen Grad diese Aura spüren kann, wenn man sensibel genug ist.“ (I1)

Indem das „sich ausleben“ als elementarer Teil eines selbstbestimmten Lebens gefasst wird, werden etwaige Kompromisslösungen bisweilen als einschränkend wahrgenommen:

„Sich selbst auch ausleben zu können, als einen Punkt des Wohnens, auch kreative Gestaltung in der Wohnung und sich einen Ort zu schaffen, der für einen selbst dazu beiträgt, dass man sich eben wohlfühlt und sich widerspiegelt, also meiner Meinung nach, meine Persönlichkeit kann man in meiner Wohnung schon auch ein bisschen

wiedererkennen, sich auch ausleben irgendwo, genau, das ist auch was, was ich mit dem Wohnen auf jeden Fall verbinde. Ich kann mir meine Möbel selbst aussuchen, so wie sie mir gefallen, das Design, ich kann mir Bilder aufhängen, die ich möchte, die ich gemalt habe, seien es dunkle Möbel, helle Möbel, also ich finde schon, dass das was ist, was auch eben zum selbstbestimmten Leben gehört und zum Ausleben einer Art Kreativität auch, genau.“ (14)

In diesem Sinne kann das Wohnen auch als Praxis der Gestaltung oder der Arbeit an einem Selbst begriffen werden, das (nahezu normativ) an diesen Lebensbereich gebunden wird. Der Spiegel der eigenen Persönlichkeit hat jedoch nicht lediglich die Funktion, ein ‚authentisches‘ Selbst abzubilden, sondern dieses auch vor Anderen wie beispielsweise potenziellem Besuch zu präsentieren beziehungsweise zu zeigen. Es geht somit in dem Sinne auch um eine kontrollierte Selbstdarstellung; der Blick, der sich von außen auf die eigene Person richtet, zeigt sich beispielsweise auch darin, dass einige Personen, die für sich persönlich ein chaotisches Wohnumfeld schätzen, in ihren Erzählungen ebenfalls die Norm der ordentlichen Haushaltsführung reflektieren:

„Das ist jetzt schon viele Jahre her, da ist in die Wohnung eingebrochen worden und [...] als die Polizisten kamen zur Spurensicherung haben sie irgendwie nur gesagt, puh, die haben hier aber ganz schön herumgewütet (lacht) und ich habe nur gedacht, naja, es geht eigentlich, [...] und ich habe nur gesagt ja, ja also (Pause) das ist für mich dann auch ein Stück weit Freiheit, die Sachen manchmal liegen lassen zu können, also dass dieses Chaos möglich ist, aber dann räume ich auch immer wieder auf, nämlich meistens dann, wenn ich auf Urlaub fahre, damit es dann mal vier Wochen schön aufgeräumt ist, oder drei.“ (12)

Es zeigt sich in dieser Erzählung eine gewisse Ambivalenz: Zum einen scheint es der interviewten Person unangenehm zu sein, sich vor fremden Personen, die darüber hinaus qua Beruf auch noch eine Autorität darstellen, sich als Urheberin dieses Chaos zu erkennen zu geben, gleichzeitig vermittelt der Normbruch selbst grundsätzlich ein Gefühl der Freiheit und wird hierfür geschätzt. Die Tatsache, dass das Wohnen von starken Normvorstellungen der ordentlichen Haushaltsführung durchzogen ist, steht in einem Spannungsfeld zum Wohnen als Ort des autonomen Handelns. Der Spiegel des Selbst kann sich jedoch nicht lediglich auf bestimmte Charaktereigenschaften oder Präferenzen beziehen, sondern das Wohnen kann gewissermaßen als Spiegel des Alltags dienen:

„Ja das ist ganz individuell, viele Bilder, die das Wohlfühlen zuhause macht, [...] manchmal fühle ich mich auch total wohl, wenn ich heimkomme und überall steht was herum, weil wir in der Früh nicht mehr dazu gekommen sind wegzuräumen, dann denke ich mir oh ja, es passt jetzt so zu unserem Chaos, was die Zeit gerade mitbringt oder so und dann fühle ich mich wohl und denke mir ja, da kenne ich mich jetzt wieder aus, das ist das Chaos, was ich gerne habe.“ (120)

Ebenso wird in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung von Fotos, Bildern oder sonstigen Formen der Verewigung in der Wohnung verwiesen, die dazu dienen, vergangene Erlebnisse festzuhalten und sie sich somit immer wieder ins Bewusstsein zu rufen, auch hier

findet eine reflexive Auseinandersetzung mit den eigenen Erfahrungen statt, die wiederum auch mit anderen aktualisiert werden; es handelt es sich hierbei also ebenfalls um einen intersubjektiven Prozess.

Gemeinsames Gestalten

Im Sinne eines gemeinsamen Gestaltens wird das Wohnen hier als kollektive Praxis begriffen, die weniger dezidiert auf das subjektive Wohlergehen, sondern vielmehr auf ein Gemeinwohl (der sich im Wohnumfeld bewegenden Personen) abzielt. Damit gibt es hier auch einige Überschneidungen mit Vorstellungen des gemeinschaftlichen Wohnens und des öffentlichen Lebens im Sinne der sozialen Teilhabe, wobei diese sich insofern unterscheiden, als dass es hier vordergründig darum geht, etwaige Formen des Zusammenlebens oder damit verknüpfte Strukturen im Wohnumfeld zu schaffen und gemeinsam zu gestalten. So wird hier die Bedeutung von Aushandlungsprozessen zwischen unterschiedlichen Interessen hervorgehoben, die zwar bisweilen als herausfordernd, aber unterm Strich als Bereicherung für alle Beteiligten wahrgenommen werden:

„Ja also was ich gemerkt habe im familiären Umfeld, was die große Herausforderung am Wohnen ist, ist im gemeinsamen Wohnen die Freiräume, das ist ein ganz ein wichtiger Aspekt sich sozusagen einen Freiraum oder einen eigenen Freiraum zu schaffen, der für mich ist und auch Räume zu haben, die man miteinander gestaltet und das glaube ich ist immer wieder eine Herausforderung aber ich glaube es ist wichtig, dass einem das gelingt, sozusagen dass man, wenn mehrere Personen wohnen, dass man nicht vergisst auf beides, einerseits dieses gemeinsame Wohnen zu schaffen, mit all den potenziellen Konfliktfeldern von Wasserflecken bis zur Zahnpastatube und sonstigem, der Klopapierrolle die leer ist, diese Standardgeschichten, bis hin auch wirklich drauf zu achten und dazu muss man natürlich auch die Möglichkeit haben, die hat nicht jeder oder jede Familie, auch sich persönliche Freiräume zu schaffen, wo jeder auch für sich sein kann und Rückzugsgebiet hat, ich glaube dass das Pendel dazwischen gut ausbalanciert sein muss in diesen beiden Bereichen, das glaube ich ist eine wichtige Sache was ich gemerkt habe, wenn man gemeinsam lebt sozusagen.“ (I16)

Das Wohnen wird so zu einem Ort, an dem Konflikte geführt, Lösungen erwogen und unterschiedliche Formen des Zusammenlebens ausprobiert werden können. Zentral hierfür ist der Erwerb von Kommunikations- und Konfliktlösungskompetenzen – ein Interviewpartner spricht in diesem Zusammenhang auch vom Wohnen als „*Kommunikationschule*“ (I10). Das Wohnen wird somit nicht nur als ein politisches Feld, in dem diverse Formen der Partizipation erprobt werden können, begriffen, sondern auch als Fertigkeit, die geschult werden muss und mit der Beibehaltung von Offenheit und einer Kompromissfähigkeit einher geht. Dem zugrunde liegt eine Kritik an Individualisierungstendenzen sowie die Auffassung, dass sich im kollektiven Wohnen die „*Potentiale, die das Leben hat, besser ausschöpfen*“ (I10) lassen, vor allem in Hinblick auf gesamtgesellschaftliche Problemlagen, die durch kollektives Wohnen auch individuell besser zu bewältigen sind.

„Diese Offenheit bewahren glaube ich ist wichtig und tatsächlich dieses Thema Ressourcen teilen, gemeinsam schafft man halt einfach mehr und gemeinsam kann man sich halt ein größeres Wohnzimmer leisten und der Kühlschrank ist besser gefüllt tendenziell und man muss möglicherweise weniger häufig kochen natürlich weil der andere auch kocht, also die Aufteilung von (Care-Arbeit?) quasi, es geht dann halt bis zu den Kindern, [...] ich glaube, wenn es gut (läuft ist?) mehr Geborgenheit möglich, mehr Austausch möglich, weniger Ressourcen, die man braucht und mehr Offenheit und das spricht eigentlich alles dafür kollektiv zu wohnen in den tausend verschiedensten Facetten, die das haben kann.“ (I10)

Deutlich wird hier das Bestreben, im Wohnen alternative Unterstützungsstrukturen zu schaffen, die zum einen alltägliche und individualisierte Reproduktionstätigkeiten, wie bereits im Kapitel zu gemeinschaftlichen Wohnformen diskutiert, als kollektive Aufgabe begreifen, aber ebenso darüber hinaus auch Probleme, die aus der Kommodifizierung von Wohnraum sowie sozialen Ungleichheiten entstehen, lösen beziehungsweise kompensieren sollen. Damit einher geht eine deutliche Gesellschafts- wie auch Kapitalismuskritik. Besonders hervorgehoben werden hier Baugruppen oder weitere Formen gemeinschaftsorientierten Wohnens, die das Wohnen grundlegend entlang der Prinzipien von Selbstorganisation, Partizipation und Kollektivität beziehungsweise einem Commons-Gedanken organisieren und somit nicht profitorientierte Formen des Wohnbaus beziehungsweise der Wohnraumverwaltung darstellen. So geht es hier darum, das Wohnen grundlegend als Kollektivgut zu betrachten, was sich auch darin zeigt, dass auch im Kleinen Strukturen errichtet werden, die die ungleiche Verteilung von immateriellen Gütern und Privilegien unterlaufen sollen:

„Sondern es geht ja um ein Privileg, wie leicht fällt es mir dann doch eine Wohnung zu bekommen, also finanziell, wegen meinem Status aber auch mein Habitus möglicherweise, dass ich da irgendwas vorweisen kann, meine Hautfarbe und so weiter und viele haben das halt natürlich nicht und da finde ich es gut, dieses Privileg auch zu teilen, also dass ich in der WG auch mit Leuten wohne, die nicht so gut eine Wohnung bekommen.“ (I10)

Damit verbunden ist auch eine Auflösung eines individualisierten Besitzdenkens im Sinne einer Sharing-Economy, so beispielsweise über das Teilen von Werkzeugen, Lebensmitteln, Wissen und Zeit, die sich vor allem durch eine niederschwellige Verfügbarkeit auszeichnen. Dies bezieht sich bisweilen ebenso auf den Wohnraum selbst, wenn beispielsweise Ideen wie das Teilen von Wohnungsschlüsseln formuliert werden, um diversen Personen einen Zugang zu wohnspezifischer Infrastruktur an unterschiedlichen Orten zu ermöglichen.

6.2 DISKUSSION DER ERGEBNISSE

Die rekonstruierten Deutungsmuster sind von Widersprüchlichkeiten, Ambivalenzen und Mehrdeutigkeiten durchzogen. In der Forschung werden Bedeutungen des Wohnens folglich vor allem entlang von Spannungsfeldern verortet (siehe Hilti 2013; Harth/Scheller 2012), die sich ebenso in meinen Ergebnissen zeigen. Als besonders bedeutsam erscheint mit jenes,

das das Verhältnis von privat und öffentlich umfasst, weswegen ich dieses in der abschließenden Diskussion der vielschichtigen Bedeutungen des Wohnens hervorheben möchte, bevor ich schließlich das Wohnen als Subjektivierungsprozess diskutieren werde.

6.2.1 Wohnen im Spannungsfeld von Privatheit und Öffentlichkeit

Wenngleich das Wohnen die sozialpsychologische Funktion erfüllt, Privatheit herzustellen und gemeinhin als „Ort der Privaten“ gefasst wird (siehe Häußermann und Siebel 2000), kann seine Bedeutung keinesfalls darauf reduziert werden, da das Wohnen ebenso elementar für die Herstellung sozialer Teilhabe und damit Inklusion in die Öffentlichkeit ist. Selbst in Konzeptionen des Wohnraums als unantastbare, private Festung finden sich Bezugnahmen auf unterschiedliche Formen der Öffnung, sei es durch das Fenster im Schlafzimmer, das die absolute Privatheit dieses Raumes aufricht oder den Wunsch, dass diese Festung zentral gelegen ist, also gut an das öffentliche Leben angebunden ist. Damit einhergehend werden auch von allen Interviewpartner:innen individuell Wohnarrangements gesucht, die beide Bedeutungen – wenngleich auch auf unterschiedliche Weise – aufeinander bezogen miteinander vereinen sollen. Diese Relationalität wird von folgender Interviewpartnerin wie folgt auf den Punkt gebracht:

„Ich sehe das eigentlich in Verbindung [...] mit dem Stadtzentrum, dass ich eben gerne im Puls des Geschehens lebe aber eben gleichzeitig auch die Türe schließen zu können und auch einen wirklich privaten Raum zu haben, also in dieser Kombination würde ich sagen, wenn ich im hintersten Waldviertel wäre oder mich dafür entschieden hätte, dann hätte das eine andere Bedeutung, dann wäre der Rückzug nicht so das Ziel.“ (I12)

Wie bereits in der Literatur (Hitzler 1985; Burkart 2002) diskutiert, handelt es sich bei Privatheit um ein mehrdeutiges Konzept: Privatheit kann Intimität und Geborgenheit bedeuten, die Freiheit vor Anforderungen von Lohn- und Fürsorgearbeit, die Kontrolle über Zugänglichkeit, die reflexive Zuwendung zu sich selbst, ein Eigentumsverhältnis, die Möglichkeit, das eigene Leben selbstbestimmt zu gestalten, aber auch die Gefahr der Vereinsamung. Das, was das Wohnen kennzeichnet, ist somit die Grenze zwischen *privat* und *öffentlich* eigenständig und auf mannigfaltige Art und Weise ziehen zu können, wobei diese stets interaktiv ausgehandelt wird (Keckeis 2017) und vor allem auf Grundlage von Symbolen operiert. Wenngleich sich diese Zeichenhaftigkeit in *den eigenen vier Wänden* in besonderem Maße manifestiert, wird diese auch bewusst aufgebrochen, indem Sichtbarkeit oder Zugänglichkeit hergestellt wird, sei es durch große Fenster, die nicht verdeckt werden oder die Absprache, dass auch spontan angeklingelt oder vorbeigeschaut werden kann. Gerade dass das Eindringen von Öffentlichkeit sich der eigenen Kontrolle entzieht, wird hier in besonderem Maße geschätzt. Von hoher Bedeutung und Attraktivität sind auch Räume, die sich genau an der Schnittstelle zwischen öffentlich und privat befinden und versuchen, Aspekte beider Welten miteinander zu verbinden, wie beispielsweise Balkone, Gärten oder

auch im weitesten Sinne Nachbarschaft oder Gemeinschaft, die als „*erweitertes*“ (I15) beziehungsweise „*zweites Wohnzimmer*“ (I14) begriffen werden.

In Vorstellungen der nachbarschaftlichen Gemeinschaft wie auch dem Ideal des durchmischten und lebendigen urbanen Raums finden sich zwei durchaus gegensätzliche Bilder eines öffentlichen Lebens repräsentiert. Während erstere vor allem durch eine wechselseitige Bezogenheit konstituiert ist, die durchaus auch mit der normativen Erwartung einhergeht, sich in das nachbarschaftliche Gefüge einzubringen, ist der durchmischte öffentliche Raum durch Distanzierung, Anonymität und ein Nebeneinander der Lebenswelten gekennzeichnet. Dies wiederum erlaubt die Wahrung von informationeller Privatheit und damit auch von Handlungsautonomie, während die Gemeinschaft zwar bisweilen durch die dort stärker ausgeprägte soziale Kontrolle als einschränkend wahrgenommen wird, gleichzeitig jedoch auch durch die vermittelte Vertrautheit und Nähe Prozesse der Selbstentfaltung stützt.

Der soziale Aspekt der Privatheit – Intimität und Geborgenheit – ist beim Wohnen weiterhin hochbedeutsam und in besonderem Maße an den Schutz durch die eigenen vier Wände gebunden, die es erlauben, sich vor einem ausgewählten anderen authentisch und vulnerabel zu zeigen. Während das Bild einer potenziell gefährlichen Öffentlichkeit skizziert wird, wird die intime Beziehung als grundlegend wohlwollende auch ein Stück weit verklärt – denn tatsächlich ist ein fremdes Ohr, das ein Gespräch im urbanen, öffentlichen Raum mithört, eine geringere Gefahr für das Selbstbild als der Missbrauch eines privaten Wissens, also beispielsweise Tratsch oder ein Hintergehen durch eine nahestehende Person (siehe Rössler 2001, S. 242ff).

Das Wohnen kann nicht mehr lediglich auf die soziale Einheit der Kleinfamilie reduziert werden, deren Bedeutungsverlust seit geraumer Zeit in der Literatur konstatiert wird (siehe Kapitel 2.2.), sondern schließt die Pflege enger Freundschaften mit ein. Bezugnehmend auf den Idealtypus von Häußermann und Siebel würde ich die soziale Dimension des Wohnens nicht mehr nur im kleinfamiliären Wohnen sehen, sondern vielmehr auch in der Möglichkeit, an vielfältigen, sozialen Bezügen teilhaben zu können. So argumentiert Christoph Reinprecht, dass angesichts der Zunahme von atypischen und prekären Arbeitsverhältnissen und -formen, dem Wohnen im gegenwärtigen Wohlfahrtsstaat eine immer wichtigere Rolle als Instanz sozialer Integration und Teilhabe zukommt. Leiharbeit, Arbeit auf Abruf sowie die neue Selbstständigkeit produzieren durch ihre Flexibilität nicht nur sozial besonders unsichere Lagen, sondern ebenso – dies gilt auch für das Home-Office – „in ganz spezieller und zugespitzter Weise eine Abhängigkeit von der Wohnung als strategischem Ort“ (Reinprecht 2019, S. 27). Diese, wie auch grundlegend das Wohnen, wird so zu einem umso

bedeutsameren Ort für Sozialisationsprozesse wie auch das Knüpfen und Pflegen sozialer Beziehungen (Reinprecht 2019, S. 27).

Das Wohnen wird weiterhin gemeinhin als Ort der Regeneration und Erholung begriffen, womit auch seine funktionale Bedeutung als ein von Lohnarbeit befreiter Bereich besonders ausgeprägt ist. Dies ist auch vor dem Hintergrund der Erhebungen während eines Lockdowns bemerkenswert, da zu diesem Zeitpunkt tatsächlich viele der Befragten im Homeoffice waren. Gleichzeitig bedeutet dies nicht, dass das Wohnen grundlegend einen Ort der Nicht-Arbeit darstellt, sondern reflektiert vielmehr ein Sowohl-Als-Auch: Reproduktionsarbeit im Sinne der Fürsorgearbeit ist genauso elementarer Bestandteil des Wohnens, die zum einem einer ausgleichenden Hinwendung zu sich selbst im Sinne eines Rückzugs bedarf, aber zum anderen wird ebenso vermehrt nach Möglichkeiten gesucht, diese Aufgaben, teilweise auch außerhalb des Wohnbereichs, gemeinschaftlich zu bewältigen. Das Wohnen soll damit vornehmlich eine Entlastungsfunktion übernehmen, bietet so womöglich noch mehr Raum für seine Aufladung als Ort Selbstentfaltung (siehe auch Harth/Scheller 2012, S. 82), die bisweilen durch Verwendung von Begriffen wie „*Weiterentwicklung*“ (15) ebenso einen produktiven Aspekt enthält, aber auch das Potential der Institutionalisierung einer Kollektivierung dieser Reproduktionsarbeiten. Damit werden teilweise auch Lebens- und Gesellschaftsentwürfe formuliert, die bestehende Verhältnisse von *privat* und *öffentlich* konterkarieren, auch im Sinne der Besitzverhältnisse, wenn das Wohnen als gemeinschaftliche Infrastruktur begriffen wird, welche sich prinzipiell durch eine allgemeine Zugänglichkeit auszeichnet.

6.2.2 Wohnen als Subjektivierungsprozess

Dass das Wohnen gemeinhin als eine zutiefst individualisierte Praxis gilt und wahrgenommen wird, ergibt sich daraus, dass es in besonderem Ausmaß der Konstruktion und Absicherung der eigenen Identität dient. Dies zeigt sich an der hohen Bedeutung des Wohnens in der Herstellung von Handlungsautonomie, einerseits durch die Möglichkeit, mittels individuell gestaltender Praktiken das Dach über dem Kopf in ein Zuhause zu verwandeln, andererseits durch die Schutzfunktion der Begrenzung sowie durch die Verankerung – und damit die Einbettung in konkrete örtliche und soziale Bezüge – die eine sinnhafte Verortung ermöglichen (siehe auch Beck 2021). In diesem Zusammenhang möchte ich das Wohnen als Subjektivierungsprozess (Nierhaus 2021) diskutieren, welcher sich zwischen Autonomie, Zugehörigkeit und Schutz vollzieht.

Besonders deutlich wird die starke Bindung von Identitätsprozessen an den Wohnraum durch die Praxis des Sich-Einrichtens. Durch die Aneignung des Wohnraums sowie die bewusste Platzierung von Objekten wird ein persönlicher „Wohlfühlort“ geschaffen – den Unterstand in ein Zuhause zu verwandeln wird nahezu als normative Aufgabe begriffen und

erinnert teilweise an die Fertigung eines Werks. Etwaige Einschränkungen durch finanzielle Ressourcen wie auch bauliche Vorstrukturierungen werden nur bedingt als solche wahrgenommen, vielmehr werden diese in den Aneignungsprozess, und somit in die besondere Bedeutung, die den Objekten und dem Wohnraum zugeschrieben wird, miteinbezogen: Der hohe Wert der Kommode ergibt sich nicht daraus, dass sie viel gekostet hat, sondern weil man lange auf Flohmärkten nach ihr gesucht hat. Auch architektonische, bauliche Begebenheiten sind, vor allem bei gründerzeitlichen und noch älteren Bauten, dadurch bedeutsam, dass sie eine spezifische Geschichte transportieren und das Ich durch das Bewohnen gewissermaßen Teil dieser Geschichte wird. Gleichzeitig sind jedoch auch Möglichkeiten, gestaltend auf die Bausubstanz einzuwirken, ebenfalls wichtig, wodurch der Eigentumsbildung – da diese Selbstverwirklichung in besonderem Maße erlaubt – eine besonders große Bedeutung zugeschrieben wird (siehe auch Kapitel 3.2.1.). Der eigene Wohnraum wird als Spiegel des Selbst und des Alltags begriffen, welcher dazu dient, Persönlichkeitsaspekte festzuhalten und zu materialisieren, wodurch ebenso ein potenzielles Publikum adressiert wird. Es ist eine Arbeit an sich selbst, die einen Blick des Anderen impliziert, und damit unmittelbar an gesellschaftlichen Normvorstellungen orientiert ist. Besonders deutlich wird dies beispielsweise, wenn die eigene, präferierte Wohnweise nicht gängigen Vorstellungen einer ordentlichen Haushaltsführung entspricht, aber gleichzeitig kann diese Selbstverwirklichung im Wohnen auch grundlegend als gesellschaftliche Norm begriffen werden, die bisweilen für Konflikte im Zusammenleben wie auch in der Einrichtung der Wohnung sorgt.

So konstituiert sich Autonomie ebenso durch Abgrenzung: Durch den Rückzug wird im Wohnen ein Bereich hergestellt, der sich gegenüber der Sphäre der Erwerbsarbeit, aber auch den Anforderungen des Zusammenlebens, sei es mit Familie, Mitbewohner:innen oder auch dem weiteren sozialen Umfeld, durch seine vermeintliche Norm- und Handlungsfreiheit auszeichnet. Voraussetzung des Erlebens dieser Autonomie ist die Einschränkung der eigenen Sicht- und Wahrnehmbarkeit, die das Ich in seiner Entfaltung vor den Bewertungen anderer schützen soll, sowie das Gefühl, sich aus sozialen Bezügen selbstbestimmt und punktuell herausnehmen zu können. Indem sich das Wohnen jedoch de facto nur in den seltensten Fällen in solch einer absoluten Abgeschlossenheit vollzieht, produziert dies die Notwendigkeit der Einhaltung spezifischer Verhaltensnormen zur Wahrung dieser Illusion, die wiederum das eigene Handeln einschränken. So vermag zwar die Materialität der eigenen vier Wände das Ich zuverlässig vor fremden Blicken abschirmen, aber nicht zwingend vor fremden Ohren, was diverse Formen der Rücksichtnahme erforderlich macht. Ebenso ist Privatheit im familiären oder gemeinschaftlichen Zusammenleben an die Einhaltung vorab ausgehandelter, institutionalisierter Absprachen gebunden, welche zwar grundlegend eine Beschränkung der eigenen Handlungsfreiheit darstellen, aber durch ihre

Regelmäßigkeit und Routinisierung erst die eigene Autonomie absichern. Die Entfaltung eines „authentischen“ Ichs bedarf somit ebenso eines sicheren und geborgenen Rahmens.

Dieser wird durch die Intimität und Vertrautheit von Beziehungen, aber genauso durch die Stabilität der eigenen Wohnsituation hergestellt. Zum einen schafft die Einbettung in das soziale und räumliche Wohnumfeld eine besondere Form der Vertrautheit und Identifikation „mit den Straßenzügen, mit den Plätzen, die man seit der Kindheit kennt“ (I11), aber auch mit dem Wohnraum selbst, der mit Erinnerungen verknüpft wird und Umzüge bisweilen zu einer emotionalen Herausforderung werden lässt. Aber darüber hinaus ist es auch die soziale Zugehörigkeit, die intersubjektiv hergestellt wird und räumlich bindet. Es wird ein Zuhause geschaffen, das sich affektiv vor allem über die Stabilität von Routinen und Ritualen konstituiert, einen Fixpunkt im Sinne eines sicheren Hafens darstellt, das als Voraussetzung für das Bewegen in der Welt gedeutet wird.

7 CONCLUSIO UND AUSBLICK

An dieser Stelle sollen noch einmal abschließend die Ergebnisse meiner Forschung in Hinblick auf die formulierte Forschungsfrage diskutiert werden, bevor ich mich an einen Ausblick wagen möchte.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen war die Frage, welche Bedeutungen des Wohnens im Kontext der neuen Wohnungsfrage kursieren, wobei ich mittels einer Deutungsmusteranalyse nach Ullrich die Vorstellungen von Personen rekonstruiert habe, die im weitesten Sinne mit der Lösung und den Konsequenzen der Wohnungsfrage befasst sind. Mit Giddens (1997) lassen sich diese Deutungsmuster als kollektive Wissensordnungen begreifen, die zwischen Handeln und Struktur angesiedelt sind und, politisch, rechtlich und ökonomisch gestützt, jene Bedeutungen darstellen, die das Wohnen im Sinne einer institutionalisierten Praxis in seiner Kontinuität und Kollektivität prägen. Das Wohnen konstituiert sich somit über Begrenzung, Intimität, soziale Teilhabe, Verankerung und das Gestalten. Was folgt nun daraus?

Zum *einen* verdeutlichen die Ergebnisse, dass Bedeutungen des Wohnens, welche sich aus bürgerlichen Wert- und Normvorstellungen entwickelt haben, tatsächlich weiterhin relativ stabil sind: Das Wohnen ist *der* Ort des Rückzugs, der Intimität, der räumlichen Verankerung, die mit Vorstellungen eines idealisierten Zuhauses verknüpft sind. Die Persistenz des Ideals des Eigenheims lässt sich, abgesehen von seiner politischen Förderung, beispielsweise auch dadurch nachvollziehen, dass es sich um eine Wohnform handelt, die in besonderem Maße Verankerung, Gestaltungsfreiheit, Abgrenzung und Intimität ermöglicht.

Der Grund für die starke Internalisierung und Institutionalisierung dieser Bedeutungsformen liegt einerseits darin, dass diese mit zentralen Identitätsprozessen verknüpft werden, somit als etwas Grundexistenzielles wahrgenommen werden, spiegelt sich andererseits aber auch in der starken Metaphorik, die die Bedeutungen des Wohnens umgibt, wider. *Das Dach über dem Kopf, die eigenen vier Wände, das Öffnen und Schließen der Türe, der sichere Hafen und das Ankommen* beschreiben nicht nur materielle Bedingungen oder Praktiken, sondern werden mit einer Symbolik wie auch affektiven und emotionalen Zuschreibungen des Zuhauses, der Sicherheit, Geborgenheit und Freiheit aufgeladen. Diese sind somit in besonderem Maße von Norm- und Wertvorstellungen geprägt und tief in den kollektiven Wissensvorrat eingeschrieben. Die starke Bezugnahme auf die Materialität des Wohnraums, allen voran bei den *eigenen vier Wänden*, schreibt Bedeutungen des Wohnens, welche es an die Verfügung über einen eigenen Wohnraum binden, fest. Genauso dient der *sicherere Hafen* der Perpetuierung der Norm der Sesshaftigkeit. Gurney, der sich vor allem mit der

Metaphorik des Eigentumserwerbs beschäftigt hat, begreift diese als ein „inherently political project“ (1999a, S. 1710), indem Metaphern, vor allem wenn sie selektiv in medialen wie gesellschaftlichen Diskursen genutzt werden, durchaus auch eine ideologische Funktion aufweisen können. Auch in einer historischen Rekonstruktion der Bedeutungen des „Haus“ wird deutlich, dass im Deutschen dieser Begriff – im Gegensatz zu „*maison*“, „*house*“ oder „*casa*“ – in besonderem Maße als Metapher für das Selbst wie auch die eigene Leiblichkeit gilt:

„*Haus*, dans un sens plus abstrait, signifie le *Heimat* de l'âme sur la terre et apparaît comme une analogie du corps humain : *na, altes Haus* est une expression de salutation [...]. À l'invers, *aus dem Häuschen sein* [...] signifie être hors de soi, perturbé.“ (Topalov et al. 2010, S. 569, Hervorhebungen im Original)

Zum *anderen* verdeutlichen die Ergebnisse durchaus auch Tendenzen eines Wandels, da Bedeutungen des Wohnens keinesfalls mehr so eindeutig sind wie Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Im Wohnen werden ebenso grundlegende Privatheitsnormen und Besitzverhältnisse hinterfragt und umgedeutet. Verankerung vollzieht sich genauso über soziale Einbettung, wodurch auch ein sich Einbringen in nachbarschaftliche wie urbane Bezüge wichtiger geworden ist. Wohnen im Sinne einer gestaltenden Praxis kann sich über die Ästhetisierung des eigenen Wohnraums hinaus auch auf die Etablierung und Schaffung diverser, unterstützender Strukturen beziehen. Wohnen ist, wie vor allem die biografisch orientierte Forschung zu den Bedeutungen des Wohnens herausarbeitet hat (siehe Kapitel 4.2.), eine individuelle und kollektive Bewältigungspraxis was die Erfahrung diverser gesellschaftlicher Widersprüche und Problemlagen betrifft.

So wird, mit Blick auf die Strukturen der Wohnraumversorgung wie auch der Wohnrealität vieler Menschen deutlich, dass sich diese rekonstruierten Bedeutungen des Wohnens teilweise nur schwer am Wohnungsmarkt realisieren lassen, allen voran für jene, die sich angesichts finanzieller Einschränkungen in diesem weniger frei bewegen können. Besonders offensichtlich wird dies anhand der starken Orientierung der Wohnpolitik und des Wohnbaus an der Norm des kleinfamiliären Wohnens, die sich ebenso durch die Leitbilder des Eigenheims sowie des kommunalen Wohnbaus zieht, jedoch nicht mehr mit den Lebensrealitäten der Menschen korrespondiert. Abgesehen von statistischen Daten und Befunden der Forschung (siehe Kapitel 2.2 und 4.2.), zeigt sich auch anhand der Wohnsituation der befragten Personen – wenngleich diese natürlich keinesfalls als repräsentativ gelten kann –, dass vielfältige Wohnarrangements gelebt werden: Es wird alleine gewohnt, mit Partner:in, mit Kindern und auch nur zeitweise mit Kindern, in Wohngemeinschaften mit Partner:in und Kind, aber auch bewusst ohne, mit Freund:innen und Bekannten, in gemeinschaftlichen Wohnprojekten sowie parallel an unterschiedlichen Wohnsitzen. Wohnungsgrundrisse und -größen, aber auch Zugangskriterien des kommunalen Wohnbaus, die an dem Zusammenwohnen mit Partner:in oder Familie an

einem Hauptwohnsitz ausgerichtet sind, stellen eine Barriere für die Verwirklichung dieser Wohnarrangements im kostengünstigen Wohnsegment dar. Was den privaten Sektor betrifft, zeigt eine Analyse von Immobilienanzeigen der TU Wien, dass besonders für Einpersonenhaushalte sowie für solche ab vier Personen das Angebot besonders knapp ist: Mit einem durchschnittlichen Nettoeinkommen von 1650€ (Einpersonenhaushalt) respektive 3840€ (Vierpersonenhaushalt) sind nur rund ein Fünftel der Angebote „leistbar“, wenn man hierfür eine Wohnkostenbelastung von maximal 30% zugrunde legt (Grinzing et al. 2021). Somit sind auch hier vor allem Alleinwohnende sowie größere Familien oder Wohngemeinschaften mit vergleichsweise hohen finanziellen Belastungen durch das Wohnen konfrontiert. Ebenso gibt es ein sehr begrenztes Angebot für die Verwirklichung unterschiedlicher Modelle des gemeinschaftlichen Wohnens, die beispielsweise auch grundlegend andere Raumaufteilungen und -qualitäten als das kleinfamiliäre Wohnen benötigen. Oft wird daher selbst gebaut wie beispielsweise in Baugruppen, gleichzeitig handelt es sich hierbei um finanziell wie auch zeitlich sehr hochschwellige Wohnformen, die wiederum sozial exklusiv sind.

Darüber hinaus besteht, wie bereits in Kapitel 6.1.4. diskutiert, ein Spannungsverhältnis zwischen der Norm der Sesshaftigkeit, die sich vor allem im Deutungsmuster der Verankerung zeigt, sich im Lebensverlauf verändernden und ausdifferenzierenden Wohnbedürfnissen sowie den Strukturen des Wohnungsmarkts. Zum einen orientiert sich der Wohnungsmarkt an dieser Norm, beispielsweise indem eine zweijährige Meldung an einer Adresse in Wien Voraussetzung für die Anmietung eines Objekts im staatlich geförderten Wohnsegment ist, genauso wie Wohnungswechsel – vor allem im kommunalen Wohnsegment – eines „triftigen“ Grundes bedürfen und vergleichsweise aufwändig und kompliziert sind. Dieses Wohnsegment ist zwar kostengünstig, aber unflexibel. Im Gegenzug ist der private Wohnungsmarkt zwar durchlässiger, aber vermietet dafür vorrangig befristet und bedeutend teurer als der kommunale (Statistik Austria 2023, S. 22ff). Auch Umzüge sind, abgesehen davon, dass unter Umständen das vertraute Umfeld wie dortige soziale Bezüge verlassen werden müssen, mit hohen finanziellen wie auch zeitlichen Belastungen verbunden, der Wohnungsmarkt „sanktioniert biographische Entscheidungen und Wandlungen, und zwar weitgehend unabhängig davon, ob diese vom Wunsch nach Selbstbestimmung getragen sind oder aus der Not heraus gefällt werden“ (Reinprecht/Kachapova 2024, S. 17). Im Angesicht steigender individueller Mobilitätsansprüche, gerade weil die Sphäre der Erwerbsarbeit wie auch jene der familiären Verhältnisse zunehmend von Instabilitäten und Brüchen gekennzeichnet sind, aber auch im Kontext von Kriegen und Krisen, die Migrations- und Fluchtbewegungen bedingen, kann der Wohnungsmarkt diese Bedarfe kaum auffangen und produziert strukturelle Ausschlüsse, die vor allem ökonomisch schwach gestellte und marginalisierte Gruppen treffen.

Daraus ergibt sich, ähnlich wie in der aktuellen Wohn- und Wohnungsforschung mehrfach konstatiert, die Notwendigkeit von „Auseinandersetzungen, die Ungereimtheiten im Wohnen zur gesellschaftlichen Verortung ins Verhältnis setzen und danach fragen, inwiefern derzeitliche gesellschaftliche Verortungen grundsätzlich noch passungsfähig sind mit den gegebenen Strukturen und Räumen des Wohnens“ (Beck/Reutlinger 2019, S. 34). Eine solche systematische in Verschränkung zwischen Strukturen (lokaler) Wohnraumversorgung mit der Wohnpraxis der Bewohner:innen gibt es in aktuellen Forschungsarbeiten bis dato kaum (Grubbauer 2023, S. 49). Hier müsste jedoch angesetzt werden, um zu einem besseren Verständnis der gegenwärtigen Wohnungsfrage sowie der „Logik des Wohnens“ gelangen zu können (Beck/Reutlinger 2019, S. 34). Auch diese Arbeit wird diesem Anspruch, angesichts ihrer Fokussierung auf die Rekonstruktion von Bedeutungen und einer relativ oberflächlichen Behandlung von aktuellen ökonomischen und politischen Aspekten der Wohnraumversorgung, nicht gerecht, kann aber womöglich dennoch dazu beitragen, historisch gewachsene und politisch, normativ und moralisch gestützte Bedeutungen des Wohnens in ihrer sozialen Bedingtheit etwas besser zu verstehen. Darüber hinaus braucht es hierzu aber auch weitreichendere und vor allem auch quantitativ mehr Forschungen, die sich dezidiert mit der Norm- und Wertedimension des Wohnens auseinandersetzen.

Wenngleich diese Arbeit einen deskriptiven Anspruch hat, ist die Bedeutung des Wohnens im Kontext der gegenwärtigen Wohnungsfrage sowie aktueller Debatten eines Rechts auf Wohnen vor allem eine normative Frage. So bedarf es hier, um etwaige hegemoniale Bedeutungen des Wohnens nicht zu reproduzieren und somit auch Wohnformen, die sich gegenwärtigen Wohnnormen widersetzen, ebenso zu inkludieren, einer differenzierten und kritischen Auseinandersetzung. Diese könnte meines Erachtens potenziell an einem universalistischen Begriff des Grundbedürfnisses anschließen, der die Sicherstellung von Bedingungen, die psychische und physische Gesundheit, Autonomie sowie die Befähigung zu sozialer Teilhabe als (wohlfahrt-)staatliche Aufgabe begreift. Was nun diese Bedingungen wären und wie diesen im Kontext von Herausforderungen wie des Klimawandels und der begrenzten Ressource Wohnraum begegnet werden könnte, wäre nun Gegenstand zukünftiger, politischer Debatten.

8 LITERATUR

- Arnold, Rolf. 1983. Deutungsmuster. Zu den Bedeutungselementen sowie den theoretischen und methodologischen Bezügen eines Begriffs. doi:10.25656/01:14285.
- Arouna, Mariam, Ingrid Breckner, Umut Ibis, Joachim Schroeder und Cornelia Sylla. 2020. *Fluchttort Stadt. Explorationen in Städtische Lebenslagen und Praktiken der Ortsaneignung von Geflüchteten*. Wiesbaden: Springer VS.
- Arzberger, Klaus, Karl O. Hondrich, Manfred Murck und Jürgen Schumacher. 1978. Was machen die Bedürfnisforscher? Klarstellungen zu einer Kritik. *Leviathan* 6 (3): 354–373.
- Baron, Harald, Thi B. N. Doan, Justin Kadi und Leonhard Plank. 2021. *Wohnungspolitik und Wohnversorgung. Bericht aus fünf wachsenden europäischen Millionenstädten*. Wien: Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien.
- Beck, Sylvia. 2021. *Wohnen als sozialräumliche Praxis. Zur subjektiven Bedeutung von gemeinschaftlichem Wohnen im Kontext sozialen Wandels*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH.
- Beck, Sylvia und Christian Reutlinger. 2019. *Die Wiederkehr der Wohnungsfrage. Historische Bezüge und aktuelle Herausforderungen für die Soziale Arbeit*. Zürich: Seismo.
- Béguin, Hélène und Claire Lévy-Vroelant. 2012. Habiter chez autrui : pourquoi et comment? Trajectoires et expériences de jeunes hébergés en région parisienne. *Agora Débats/jeunesses* 2 (61).
- Behring, Karin und Ilse Helbrecht. 2005. *Wohneigentum in Europa. Ursachen und Rahmenbedingungen unterschiedlicher Wohneigentümerquoten in Europa*. Ludwigsburg.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann. 1980. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl.
- Bernsdorf, Wilhelm. 1969. *Wörterbuch der Soziologie*. Stuttgart: Enke.
- Blau, Eve. 2012. Das Neue Wohnen: Der Gemeindebau und die Entstehung einer proletarischen Wohnkultur. In: *Living rooms. Politik der Zugehörigkeiten im Wiener Gemeindebau*, hrsg. Florian Bettel, Julia Mourão Permoser und Sieglinde Rosenberger, 165–196. Wien, New York, NY: Springer.
- Blumer, Herbert. 1954. What is Wrong with Social Theory? *American Sociological Review* 19 (1): 3. doi:10.2307/2088165.
- Blunt, Alison und Robyn M. Dowling. 2022. *Home*. London, New York: Routledge.
- Boccagni, Paolo und Margarethe Kusenbach. 2020. For a comparative sociology of home: Relationships, cultures, structures. *Current Sociology* 68 (5): 595–606. doi:10.1177/0011392120927776.

- Bollnow, Otto F. 2010 [1963]. *Mensch und Raum*. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Botschen, Günther, Eva M. Thelen und Rik Pieters. 1999. Using means - end structures for benefit segmentation. *European Journal of Marketing* 33 (1/2): 38–58.
doi:10.1108/EUM0000000004491.
- Bourdieu, Pierre. 1998. *Der Einzige und sein Eigenheim*. Hamburg: VSA-Verl.
- Bourdieu, Pierre. 2018 [1982]. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brändle-Ströh, Markus. 1999. Was braucht der Mensch zum Wohnen? Anmerkungen zum Wohn-Bedarf aus der Sicht einer allgemeinen Theorie menschlicher Bedürfnisse. *SozialAktuell, SBS* (9): 16–23.
- Brunner, Otto. 1980. *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Bundeskanzleramt. 2024. *Bundeskanzler Nehammer: Eigentum als beste Form der Altersvorsorge*. <https://www.bundeskanzleramt.gv.at/bundeskanzleramt/nachrichten-der-bundesregierung/2024/02/nehammer-eigentum-als-beste-form-der-altersvorsorge.html> am 27.03.2024.
- Burkart, Günter. 2002. Stufen der Privatheit und die diskursive Ordnung der Familie. *Soziale Welt* 53 (4): 397–413.
- Conrad, Peter. 1983. Maslow-Modell und Selbsttheorie: Eine Kritik. *Die Unternehmung* 37 (3): 258–277.
- Després, Carole. 1991. The meaning of home: Literature review and directions for future research and theoretical development. *Journal of Architectural and Planning Research* 8 (2): 96–115.
- Dörhöfer, Kerstin und Ulla Terlinden. 1998. *Verortungen. Geschlechterverhältnisse und Raumstrukturen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften GmbH.
- Doyal, Len und Ian Gough. 1991. *A Theory of Human Need*. London England, London, England: Macmillan; Bloomsbury Publishing.
- Duden. o. J. "wohnen". <https://www.duden.de/rechtschreibung/wohnen> am 06.04.2023.
- Eckardt, Frank und Sabine Maier. 2021. Soziologie des Wohnens. In: *Handbuch Wohnsoziologie*, hrsg. Frank Eckardt und Sabine Meier, 3–24. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Eckardt, Frank und Sabine Meier (Hrsg.). 2021. *Handbuch Wohnsoziologie*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Engels, Friedrich. 2020. Zur Wohnungsfrage. In: *Wohnungsforschung. Ein Reader*, hrsg. Sebastian Schipper und Lisa Vollmer, 197–214. Bielefeld: transcript.
- Erste Bank. 2023. *Wohnbaustudie 2023: Der Wunsch nach Eigentum ist weiter ungebrochen*. <https://www.erstegroup.com/de/news->

media/presseaussendungen/2023/06/20/wohnbaustudie-2023-wunsch-nach-eigentum-ungebrochen am 26.03.2024.

Eurostat. o.J. *House or flat – owning or renting. Over two-thirds of people in the EU lived in households owning their home.* <https://ec.europa.eu/eurostat/cache/digpub/housing/bloc-1a.html> am 03.04.2024.

Flade, Antje. 2020. *Wohnen in der individualisierten Gesellschaft. Psychologisch kommentiert.* Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH.

Flagge, Ingeborg. 1999a. Vorwort. In: *Geschichte des Wohnens*, hrsg. Ingeborg Flagge, 11–16. Stuttgart: Dt. Verl.-Anst.

Flagge, Ingeborg. 1999b. Zwischen Leitbild und Wirklichkeit. Über Architekturideen und Wohnträume, über Zumuten und Banalitäten im Wohnungsbau nach 1945. In: *Geschichte des Wohnens*, hrsg. Ingeborg Flagge, 807–948. Stuttgart: Dt. Verl.-Anst.

Fonds Soziales Wien. 2020. *Wiener Wohnungslosenhilfe 2022. Strategien, Ziele, Maßnahmen.* <https://www.fsw.at/downloads/informationen-fuer-organisationen/Wiener-Wohnungslosenhilfe-Strategie-2022.1625056362.pdf> am 21.07.2023.

Formanek, Klaus und Thomas Pöchel. 2023. *Trendumkehr bei Zinssätzen für Kredite und Einlagen.* https://www.oenb.at/dam/jcr:5ce0f4e2-bdaa-4213-abe8-07c79fbc0b70/04_Statistiken-H1-23_Trendumkehr-bei-Zinssaetzen.pdf am 03.04.2024.

Gebert, Diether und Lutz von Rosenstiel. 2002. *Organisationspsychologie. Person und Organisation.* Stuttgart, Berlin, Köln: Verlag W. Kohlhammer.

Giddens, Anthony. 1986. *Central problems in social theory. Action, structure and contradiction in social analysis.* London: Macmillan.

Giddens, Anthony. 1997. *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung.* Frankfurt/Main: Campus-Verl.

Glaser, Marie. 2022. Privatheit und Öffentlichkeit. In: *Wohnen. Zwölf Schlüsselthemen sozialräumlicher Wohnforschung*, hrsg. Christine Hannemann, Nicola Hilti und Christian Reutlinger, 50–57. Stuttgart: Fraunhofer IRB Verlag.

Gozzer, Laura. 2016. *Zum Wohnen. Ethnographische Perspektiven auf eine geförderte Neubausiedlung in Wien.* Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie.

Grinzing, Elias, Schneider, Kadi, Justin, Antonia und Florian Pühringer. 2021. *Mietmonitor: Ist privates Wohnen in Wien noch leistbar? Eine datenbasierte Aufarbeitung des Instituts für Raumplanung der TU Wien. Eine datenbasierte Aufarbeitung des Instituts für Raumplanung der TU Wien.* Interaktiver Forschungsbericht. <https://mietmonitor.wien/> am 29.06.2023.

Grubbauer, Monika. 2023. Herausforderungen und Perspektiven der Wohnungsforschung. In: *Wohnen in Hamburg. Akteure, Instrumente und Konfliktfelder*, hrsg. Monika Grubbauer und Joscha Metzger, 47–66: transcript Verlag.

- Grunert, Klaus G. und Suzanne C. Grunert. 1995. Measuring subjective meaning structures by the laddering method: Theoretical considerations and methodological problems. *International Journal of Research in Marketing* 12 (3): 209–225. doi:10.1016/0167-8116(95)00022-T.
- Günther-Luckow, Caroline. 2017. *Gefühltes Wohnen: Die Bedeutung der Wohnbiografie für ein "gutes und gelingendes" Wohnen im Alter*. Dresden: Sächsische Landesbibliothek - Staats- und Universitätsbibliothek Dresden; Technische Universität Dresden.
- Güntner, Simon und Roswitha Harner. 2021. Wohnen, Wohnungslosigkeit und Wohnungslosenhilfe. *Soziale Passagen* 13 (2): 235–252. doi:10.1007/s12592-021-00398-x.
- Gurney, Craig M. 1999a. Lowering the Drawbridge: A Case Study of Analogy and Metaphor in the Social Construction of Home-ownership. *Urban Studies* 36 (10): 1705–1722. doi:10.1080/0042098992782.
- Gurney, Craig M. 1999b. Pride and Prejudice: Discourses of Normalisation in Public and Private Accounts of Home Ownership. *Housing Studies* 14 (2): 163–183. doi:10.1080/02673039982902.
- Gutman, Jonathan. 1982. A Means-End Chain Model Based on Consumer Categorization Processes. *Journal of Marketing* 46 (2): 60. doi:10.2307/3203341.
- Hahn, Achim. 2021. Konstanz und Wandel des Wohnens. In: *Handbuch Wohnsoziologie*, hrsg. Frank Eckardt und Sabine Meier. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Hammer, Elisabeth. 2022. *Hinschauen statt wegschauen. Wie eine Gesellschaft ohne Wohnungslosigkeit möglich ist*. Wien: Picus Verlag.
- Hannemann, Christine. 2022a. Wie sich das Wohnen wandelt - eine wohnsoziologische Darlegung. In: *Wohnen. Zwölf Schlüsselthemen sozialräumlicher Wohnforschung*, hrsg. Christine Hannemann, Nicola Hilti und Christian Reutlinger, 26–48. Stuttgart: Fraunhofer IRB Verlag.
- Hannemann, Christine, Nicola Hilti und Christian Reutlinger. 2022b. Wohnen - zwölf Schlüsselthemen sozialräumlicher Wohnforschung. Bausteine einer Habitologie. In: *Wohnen. Zwölf Schlüsselthemen sozialräumlicher Wohnforschung*, hrsg. Christine Hannemann, Nicola Hilti und Christian Reutlinger, 10–23. Stuttgart: Fraunhofer IRB Verlag.
- Harth, Annette. 2010. Frauen Wende(n) Wohnen. Zur Wohnweise ostdeutscher Frauen im Transformationsprozess. In: *Wohnen und Gender. Theoretische, politische, soziale und räumliche Aspekte*, hrsg. Darja Reuschke, 131–149. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Harth, Annette und Gitta Scheller. 2012. *Das Wohnerlebnis in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Hasse, Jürgen. 2009. *Unbedachtes Wohnen*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Hasse, Jürgen. 2012. Wohnen. In: *Handbuch Stadtsoziologie*, hrsg. Frank Eckardt, 475–502. Wiesbaden: Springer VS.
- Hasse, Jürgen. 2017. Wege der Wohn-Forschung - Leben an Orten. In: *Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen*, hrsg. Miriam Meuth, 37–58. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Häußermann, Hartmut und Walter Siebel. 2000. *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*. Weinheim, München: Juventa-Verl.
- Heidegger, Martin. 2000. *Gesamtausgabe*. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Hillmann, Karl-Heinz. 2007. *Wörterbuch der Soziologie*. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
- Hilti, Nicola. 2013. *Lebenswelten multilokal Wohnender. Eine Betrachtung des Spannungsfeldes von Bewegung und Verankerung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hitzler, Roland. 1985. Und Adam versteckte sich. Privatheit und Öffentlichkeit als subjektive Erfahrung. *Soziale Welt* 36 (4): 503–518.
- Holm, Andrej. 2014a. *Mietenwahnsinn. Warum Wohnen immer teurer wird und wer davon profitiert*. München: Knaur-Taschenbuch.
- Holm, Andrej. 2014b. *Wiederkehr der Wohnungsfrage*.
<https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/183446/wiederkehr-der-wohnungsfrage/> am 29.06.2023.
- Hondrich, Karl O. 1973. Bedürfnisorientierungen und soziale Konflikte: Zur theoretischen Begründung eines Forschungsprogramms. *Zeitschrift für Soziologie* 2 (3): 263–281.
- Kadi, Justin. 2015. Recommodifying Housing in Formerly “Red” Vienna? *Housing, Theory and Society* 32 (3): 247–265. doi:10.1080/14036096.2015.1024885.
- Kaindl, Markus und Norbert Neuwirth. 2024. *Living Apart Together. Eine Vorstufe zum Zusammenwohnen im gemeinsamen Haushalt oder eine langfristige Form der Partnerschaft?* Wien. <https://services.phaidra.univie.ac.at/api/object/o:2049715/download> am 18.04.2024.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth. 1998. *Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Keckeis, Carmen. 2017. Privatheit und Raum – zu einem wechselbezüglichen Verhältnis. In: *Räume und Kulturen des Privaten*, hrsg. Eva Beyvers, Paula Helm, Martin Hennig, Carmen Keckeis, Innokentij Kreknin und Florian Püschel, 19–56. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Kelle, Udo und Susann Kluge. 2010. *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Klimke, Daniela, Rüdiger Lautmann, Urs Stäheli, Christoph Weischer und Hanns Wienold (Hrsg.). 2020. *Lexikon zur Soziologie*. Wiesbaden, Heidelberg: Springer VS.
- Kluge, Friedrich. 2019. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton.
- Krasemann, Benjamin. 2017. *Lernen aus biographischer Perspektive. Untersuchung zu gemeinschaftlichen Wohnformen alter Menschen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kroeber-Riel, Werner und Andrea Gröppel-Klein. 2019. *Konsumentenverhalten*. München: Franz Vahlen.
- Lefebvre, Henri. 2016. *Das Recht auf Stadt*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Löw, Martina. 1994. *Raum ergreifen. Alleinwohnende Frauen zwischen Arbeit, sozialen Beziehungen und der Kultur des Selbst*. Bielefeld: Kleine.
- Maderthaner, Wolfgang. 2019. Das kommunale Experiment. Die "Veralltäglicung" der Utopie? In: *Das Rote Wien. 1919 bis 1934: Ideen, Debatten, Praxis*, hrsg. Werner M. Schwarz, Georg Spitaler und Elke Wikidal, 24–29. Basel, Wien: Birkhäuser; Wien Museum.
- Mallett, Shelley. 2004. Understanding Home: A Critical Review of the Literature. *The Sociological Review* 52 (1): 62–89. doi:10.1111/j.1467-954X.2004.00442.x.
- Marquardt, Nadine. 2022. "Wohnen lernen" - eine Erweiterung. In: *Wohnen. Zwölf Schlüsselthemen sozialräumlicher Wohnforschung*, hrsg. Christine Hannemann, Nicola Hilti und Christian Reutlinger, 146–149. Stuttgart: Fraunhofer IRB Verlag.
- Matznetter, Walter. 2002. Social Housing Policy in a Conservative Welfare State: Austria as an Example. *Urban Studies* 39 (2): 265–282. doi:10.1080/00420980120102966.
- Meeus, Bruno und Pascal de Decker. 2015. Staying Put! A Housing Pathway Analysis of Residential Stability in Belgium. *Housing Studies* 30 (7): 1116–1134. doi:10.1080/02673037.2015.1008424.
- Meuser, Michael und Reinhold Sackmann. 1992. Zur Einführung: Deutungsmusteransatz und empirische Wissenssoziologie. In: *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*, hrsg. Michael Meuser und Reinhold Sackmann, 9–37. Pfaffenweiler: Centaurus-Verl.-Ges.
- Meuth, Miriam. 2017. Wohnen - Gegenstand pädagogischer Praktiken, erziehungswissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung. In: *Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen*, hrsg. Miriam Meuth, 1–36. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Meuth, Miriam. 2018. *Wohnen. Erziehungswissenschaftliche Erkundungen*. Weinheim: Beltz.
- Meuth, Miriam. 2021. Capabilities und Wohnen – eine Programmatik für erziehungswissenschaftliche Forschung und Praxis Sozialer Arbeit. *Soziale Passagen* 13 (2): 213–233. doi:10.1007/s12592-021-00399-w.

- Miebach, Bernhard. 2014. *Soziologische Handlungstheorie. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Mümken, Jürgen. 1998. *WohnHaft. Wohnen als Technologie der Normalisierung*. Bremen: Anares.
- Myers, David G. und C. N. DeWall. 2023. *Psychologie*. Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg; Imprint Springer.
- Nagel, Stephan. 2015. Wohn(un)fähigkeit – ein Wiedergänger in der Wohnungslosenhilfe. *Wohnungslos. Aktuelles aus Theorie und Praxis zur Armut und Wohnungslosigkeit* 57 (3-4): 82–87.
- Nierhaus, Irene. 2021. Seiten des Wohnens: Wohnen im medialen und gesellschaftlichen Display von Zeitschriften. In: *WohnSeiten. Visuelle Konstruktionen des Wohnens in Zeitschriften*, hrsg. Irene Nierhaus, Kathrin Heinz und Rosanna Umbach, 10–43. Bielefeld: transcript Verlag.
- Novy, Klaus. 1983. *Genossenschafts-Bewegung: Zur Geschichte und Zukunft der Wohnreform*. Berlin: Transit-Buchverl.
- Olson, Jerry C. und Thomas J. Reynolds. 2001. *Understanding consumer decision making. The means-end approach to marketing and advertising strategy*. Mahwah, N.J.: L. Erlbaum.
- Pleace, Nicholas. 2016. *Housing First Guide Europe*.
https://www.feantsa.org/download/hfg_full_digital1907983494259831639.pdf am 21.07.2023.
- Rausch, Günter. 2011. Wohnen ist Menschenrecht – der Kampf um die Erhaltung öffentlicher Wohnungen in Freiburg. In: *Solidarische Ökonomie und die Gestaltung des Gemeinwesens. Perspektiven und Ansätze der ökosozialen Transformation von unten*, hrsg. Susanne Elsen. Neu-Ulm: AG-SPAK-Bücher.
- Reinprecht, Christoph. 2012. Die Zukunft des Wiener Gemeindebaus und die Transformation des Sozialen. In: *Living rooms. Politik der Zugehörigkeiten im Wiener Gemeindebau*, hrsg. Florian Bettel, Julia Mourão Permoser und Sieglinde Rosenberger, 205–220. Wien, New York, NY: Springer.
- Reinprecht, Christoph. 2017. Kommunale Strategien für bezahlbaren Wohnraum: Das Wiener Modell oder die Entzauberung einer Legende. In: *Wohnraum für alle?! Perspektiven auf Planung, Politik und Architektur*, hrsg. Barbara Schöning, Justin Kadi und Sebastian Schipper, 213–230. Bielefeld: transcript.
- Reinprecht, Christoph. 2019. Wohnen und die Fragmentierung des Sozialen: Gentrifizierung als Symptom gesellschaftlicher Transformation. In: *Gentrifizierung in Wien. Perspektiven aus Wissenschaft, Politik und Praxis*, hrsg. Justin Kadi und Mara Verlič, 25–34.

- Reinprecht, Christoph und Irina Kachapova. 2021. *Aus-geschämt: Entstigmatisierung Wohnungslosigkeit. Endbericht*. https://dachverband.at/wp-content/uploads/2022/03/Endbericht_Aus-geschaemt_final_2021_12.pdf am 21.07.2023.
- Reinprecht, Christoph und Irina Kachapova. 2024. Wohnungslosigkeit als generalisiertes Risiko. *dérive* 94: 15–20.
- Reuschke, Darja (Hrsg.). 2010. *Wohnen und Gender. Theoretische, politische, soziale und räumliche Aspekte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Reutlinger, Christian. 2017. Soziale Arbeit und Wohnen: Gefangen in einer funktional-industriekapitalistischen Raumordnung und darüber hinaus blind für Praktiken pädagogischer Ortsgestaltung? In: *Wohn-Räume und pädagogische Orte. Erziehungswissenschaftliche Zugänge zum Wohnen*, hrsg. Miriam Meuth, 59–95. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Reynolds, Thomas J. und Jonathan Gutman. 1988. Laddering theory, method, analysis, and interpretation. *Journal of Advertising Research* 28 (1): 11–31.
- Rogojanu, Ana. 2019. *Kollektives Bauen und Wohnen in Wien*. Wien: Böhlau Verlag.
- Ronneberger, Klaus. 2021. Utopische Gemeinschaften und Siedlungsassoziationen. Zu den Anfängen der Wohnungsgenossenschaftsbewegung. In: *Gemeinschaftliches Wohnen und selbstorganisiertes Bauen*, hrsg. Andrej Holm und Christoph Laimer. Vienna: TU Wien Academic Press.
- Rössler, Beate. 2001. *Der Wert des Privaten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rughöft, Sigrid. 1992. *Wohnökologie - Grundwissen. 11 Tabellen*. Stuttgart: Ulmer.
- Scheucher, Kathrin. 2016. *Wohnen bei Dritten - Praxis und Bedeutung der Beherbergung von jungen Erwachsenen in der Wohnung eines/einer Anderen*. Masterarbeit. Wien.
- Schipper, Sebastian und Lisa Vollmer (Hrsg.). 2020a. *Wohnungsforschung. Ein Reader*. Bielefeld: transcript.
- Schipper, Sebastian und Lisa Vollmer. 2020b. Wohnungsforschung. Einleitung zu den Schlüsselwerken. In: *Wohnungsforschung. Ein Reader*, hrsg. Sebastian Schipper und Lisa Vollmer, 9–36. Bielefeld: transcript.
- Schlembach, Christopher, Ulli Röhsner, Max Belgibaev und Georg Brandner. 2024. *Alternative Wohnformen 2022. Endbericht*. <https://www.fsw.at/downloads/kundinnenbefragung/alternative-wohnformen-im-alter-2022.pdf> am 01.04.2024.
- Schmid, Susanne. 2019. *Eine Geschichte des gemeinschaftlichen Wohnens. Modelle des Zusammenlebens*. Basel: Birkhäuser Verlag GmbH.
- Schneider, Nicole und Annette Spellerberg. 1999. *Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Schönig, Barbara und Lisa Vollmer. 2020. Wohnungsfrage(n) ohne Ende und überall?! Sechs Thesen für eine interdisziplinäre Wohnungsforschung. In: *Wohnungsfragen ohne Ende?! Ressourcen für eine soziale Wohnraumversorgung*, hrsg. Barbara Schönig und Lisa Vollmer, 7–34. Bielefeld: transcript.
- Silbermann, Alphons. 1963. *Vom Wohnen der Deutschen: eine soziologische Studie über das Wohnerlebnis*. Köln: Westdt. Verlag.
- Silbermann, Alphons. 1998. *Neues vom Wohnen der Deutschen (West)*. Köln: Verl. Wissenschaft u. Politik.
- Somerville, Peter. 1992. Homelessness and the Meaning of Home: Rooflessness or Rootlessness? *International Journal of Urban and Regional Research* 16 (4): 529–539. doi:10.1111/j.1468-2427.1992.tb00194.x.
- Stadt Wien. o.J. *Gemeindewohnungen Neu*. <https://www.wienerwohnen.at/gemeindewohnungenneu.html> am 19.03.2024.
- Statistik Austria. 2022. *Immobilien-Durchschnittspreise 2021: große Preisanstiege bei Baugrundstücken, Häusern und Wohnungen*. <https://www.statistik.at/fileadmin/announcement/2022/05/20220530ImmobilienDurchschnittspreise2021.pdf> am 27.03.2024.
- Statistik Austria. 2023. *Wohnen 2022. Zahlen, Daten und Indikatoren der Wohnstatistik*. Wien. https://www.statistik.at/fileadmin/user_upload/Wohnen-2022_barrierefrei.pdf am 07.03.2024.
- Statistik Austria. 2024. *Wohnkosten bleiben für ein Fünftel hohe Belastung. Anteil der Menschen, die Zahlungsschwierigkeiten bei Wohnkosten erwarten, jedoch gesunken*. <https://www.statistik.at/fileadmin/announcement/2024/03/20231220sozialeKrisenfolgen2023Q3.pdf> am 03.04.2024.
- Steets, Silke. 2015. *Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt. Eine Architektursoziologie*. Berlin: Suhrkamp.
- Temel, Robert. 2014. Wohnbau und Städtebau in Wien. In: *Wohnbaukultur in Österreich. Geschichte und Perspektiven*, hrsg. Jörg Wippel. Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag.
- Topalov, Christian, Laurent Coudroy de Lille, Jean-Paule Depaule und Brigitte Marin (Hrsg.). 2010. *L'aventure des mots de la ville. À travers le temps, les langues, les sociétés*. Paris: Ed. Robert Laffont.
- Ullrich, Carsten G. 2020. *Das diskursive Interview. Methodische und methodologische Grundlagen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Vollmer, Lisa, Laura Calbret i Elias, Susanna Raab, Aya Kleine und Theresa Zanders. 2021. *Teilhabe und Gemeinwohl - ihre Krisen im deutschen Wohlfahrtsregime. Begriffsdefinitionen und aktuelle Verortungen*. Working Paper 1 des Forschungsprojekts KoopWohl. <https://e-pub.uni->

weimar.de/opus4/frontdoor/deliver/index/docId/4432/file/Vollmer_etal_TeilhabeundGemeinwohl.pdf am 27.02.2024.

Weihsmann, Helmut. 1985. *Das rote Wien: sozialdemokratische Architektur und Kommunalpolitik 1919 - 1934*. Wien: Promedia.

Wolfgang Pfeifer et al. o. J. "wohnen". *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen* (1993), digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache. <https://www.dwds.de/wb/etymwb/wohnen> am 06.04.2023.

Ytrehus, Siri. 2000. Interpretation of Housing Needs? A Critical Discussion. *Housing, Theory and Society* 17 (4): 166–174. doi:10.1080/140360900300108591.